

Sozialraumanalyse – soziale Räume vermessen, erkunden, verstehen

Johannes Boettner

- 1 Sozialräume und Sozialraumorientierungen in der Sozialen Arbeit

- 2 Sozialraumanalysen – ein weites Feld
- 2.1 Sozialraumanalysen als lokale Sozialstrukturanalyse
- 2.2 Sozialraumanalyse als räumlich orientierte Lebensweltanalysen
 - Die Ordnung der Orte
 - Gelegenheiten
 - Territorien
 - Die Regeln des Ortes
 - Interaktive Verfahren
 - Subjektive Landkarten und Aktionsräume
 - Was der Rede wert ist – lokale Diskurse

1 Sozialräume und Sozialraumorientierungen in der Sozialen Arbeit

Die Menschen, die das System der Sozialen Arbeit in Anspruch nehmen (bzw. von diesem in Anspruch genommen werden), sind keine isolierten und frei schwebenden Einzelwesen. Sie leben in sozialen, symbolischen und materiellen Milieus, ohne deren Kenntnis sich über ihre Lage und „Befindlichkeit“ nichts Sinnvolles aussagen lässt. Die Probleme, vor die sie sich gestellt sehen; die Ressourcen und Unterstützungssysteme, auf die sie bei der Bewältigung dieser Probleme zurückgreifen können; und nicht zuletzt auch die Wertmaßstäbe und Handlungspräferenzen, von denen es abhängt, ob und mit welcher Dringlichkeit ihnen bestimmte Sachverhalte subjektiv überhaupt zum Problem werden – dies alles kann sich sehr unterschiedlich darstellen, je nachdem in welchen Umgebungen die Betroffenen sich alltäglich aufhalten, mit welchen Leuten sie dabei regelmäßig zu tun haben und was diese Leute ihrerseits „gut“, „schön“, „wichtig“, „richtig“ oder „problematisch“ finden.

Dies zu bedenken und in der Interaktion mit den Adressaten der Sozialen Arbeit immer deren Kontextgebundenheit bzw. die Kontextgebundenheit ihres Denkens und Handelns im Blick zu haben, ist eine Forderung an SozialarbeiterInnen, die in dieser allgemeinen Form kaum zum Widerspruch reizt. Gleiches dürfte auch noch für den ergänzenden Hinweis gelten, dass die Kontexte, in denen die Adressaten der Sozialen Arbeit agieren, immer auch eine räumliche Dimension haben.

Nicht ganz so unumstritten dürfte in der Fachöffentlichkeit die Empfehlung sein, die Planung und Durchführung sozialer Hilfen ganz auf die räumliche Dimension hin auszurichten, sowohl was die Bereitstellungsstruktur dieser Hilfen als auch was deren Inhalte betrifft. Diese Empfehlung wird gegenwärtig unter dem Titel der „Sozialraumorientierung“ diskutiert (Mertens 2002, Projekt „Netzwerke im Stadtteil“ 2005, Deinet u.a. 2006, Budde u.a. 2006). Angestoßen wurde diese Diskussion zum einen durch die Bemühungen um eine Neuorganisation der Kinder- und Jugendhilfe, insbesondere im Bereich der Hilfen zur Erziehung (Hinte u.a. 1999). Zum anderen wurde sie aber auch angeregt durch Entwicklungen, die sich außerhalb der klassischen Felder der Sozialen Arbeit vollzogen haben. Zu nennen ist hier vor allem das unter dem Druck einer sich verschärfenden sozialen Polarisierung in den Städten aufgelegte Bundesprogramm „Soziale Stadt“. Dieses und eine Reihe ähnlicher Programme auf Landesebene stehen für einen Paradigmenwechsel der traditionell baulich orientierten Stadtentwicklungspolitik zugunsten „integrierter“ Handlungskonzepte, die auch ökonomische, kulturelle und soziale Projekte beinhalten und somit quasi in die Zuständigkeit der Sozialen Arbeit hineingreifen (zusammenfassend: Krummacker u.a. 2003).

In dieser Gemengelage besteht, wie Deinet kritisch vermerkt, die Tendenz, den Begriff „Sozialraum“ primär auf städtische Problemgebiete zu beziehen und „Sozialraumorientierung“ gleichzusetzen mit der Konzentration Sozialer Arbeit auf

eben diese Gebiete (Deinet 2006: 45). Das ist aber nicht zwingend so. In einem allgemeineren Verständnis meint Sozialraumorientierung eine inhaltliche, organisatorische und ggf. auch haushälterische Ausrichtung der Sozialen Arbeit auf den lokalen Lebenszusammenhang. Die Befürworter einer solchen Ausrichtung versprechen sich davon einen zwanglosen und alltagsnahen Zugang zu den Adressaten Sozialer Arbeit, verbunden mit der Chance, Individualhilfen durch fallübergreifende Angebote zu ergänzen sowie die sozialen Dienste in einer Weise zu vernetzen, die sich am alltäglichen Lebenszusammenhang der Klienten orientiert und sensibel ist für die in diesem Lebenszusammenhang enthaltenen Ressourcen – in Gestalt von sozialen Netzwerken, Alltagskompetenzen, Partizipationsinteressen und selbstinitiierten Problemlösungen.

Gegen diesen Optimismus steht die These, dass eine primär als nahräumliche Aktivierungs- und Selbsthilfestrategie verstandene Sozialraumorientierung Gefahr laufe, den sozialen Ausschluss ihrer Adressaten zu bestätigen und weiter zu verfestigen.

„Die Forderung des Selbstbezugs der Akteure im Stile der Forderung nach einer ‚erweiterten Subsistenzwirtschaft‘, ebenso wie Bürger- und Eigenarbeitsforderungen für als benachteiligt identifizierte Stadtteile können allzu schnell eine ‚Einschließung‘ der Akteure in ihren ‚Sozialräumen‘ darstellen, und unterstützen dann einen Prozess der ‚Schließung benachteiligter Sozialräume‘.“ (Kessl u.a. 2002: 182)

Ergänzend lassen sich hier Befunde der Armutsforschung anführen, wonach Verarmungsprozesse ohnehin regelmäßig mit einer drastischen Schrumpfung des persönlichen Aktionsraumes und einem Rückzug auf einen vorwiegend von Menschen in ähnlicher Lage bewohnten Sozialraum einhergehen (Herlyn u. a. 1991, Tobias/Boettner 1992, Friedrichs/Blasius 2000). Dieser Rückzug verlagert den Stigmatisierungsdruck vom Einzelnen auf das Wohngebiet insgesamt. Für die Betroffenen hat das durchaus etwas Entlastendes, denn in der *Binnenperspektive* stellt sich das lokale Armutsmilieu als eine Bühne dar, auf der man, selbst wenn man arbeitslos ist oder Sozialhilfe bezieht, sozial eine gute Figur machen kann, weil arbeitslos und sozialhilfebedürftig sein hier nichts Besonderes ist. Man kann sich einen gehobenen sozialen Status zuschreiben oder einer diffusen Mittelschicht zurechnen, solange man sich auf soziale Vor-Ort-Vergleiche beschränkt und die „schlechte Adresse“ nicht durch Außenkontakte als Makel fühlbar wird (Tobias/Boettner 1992: 88ff). Ausgeblendet werden so allerdings auch die positiven Gelegenheitsstrukturen und Ressourcen, die jenseits des lokalen Schauplatzes erschlossen werden könnten. Daher ist die Orientierung auf den lokalen Lebenszusammenhang durchaus zwiespältig zu sehen. Wer sich in der abweichenden Normalität eines marginalisierten Sozialraumes einrichtet, sitzt darin auch fest. Der sozialräumliche Rückzug mildert die Erfahrung der gesellschaftlichen Randlage und verstetigt sie dadurch zugleich.

Dies spricht nicht zwingend gegen das Prinzip der Sozialraumorientierung in der Sozialen Arbeit. Zu fragen ist aber, ob sozialräumlich orientierte Strategien und Angebote den sozialen Raum öffnen oder ihn weiter schließen. Letzteres wäre der Fall, wenn der von Teilen der Armutsbevölkerung praktizierte Rückzug auf das Wohnquartier von der Sozialen Arbeit lediglich nachvollzogen oder gar im Sinne einer überkommenen Nachbarschaftsromantik idealisiert würde.

Eine solche Idealisierung stünde zudem in einem krassen Gegensatz zu der Art und Weise, wie sich Heranwachsende in einer weiträumig verstäderten und hochmobilen Welt gesellschaftliche Teilhabechancen aneignen. Schon in den frühen 1980er Jahren wurde eine „Verinselung“ der Raumeignung konstatiert, die das überkommene Bild einer von der Wohnung als Zentrum ausgehenden, kontinuierlichen Erweiterung der aktiv erfahrenen Welt obsolet werden lässt (Zeiber 1983, Zeiber/Zeiber 1994). Der Aktionsraum von Kindern und erst recht der von Jugendlichen nimmt mehr und mehr den Charakter eines expandierenden Netzwerkes von sozial bedeutsamen Orten an, die räumlich nicht mehr unmittelbar aneinander anschließen und daher insgesamt auch nicht mehr mit einem bestimmten Wohngebiet, einer bestimmten Nachbarschaft identifiziert werden können.

Dies schließt zwar nicht aus, dass Teile dieses Orte-Netzwerkes auch über größere Distanzen hinweg eine sozial bedeutsame Einheit bilden, die der Zugehörigkeit zu einer Nachbarschaft vergleichbar ist. Die Einheit wird dann aber durch andere Faktoren als durch räumliche Nähe gestiftet, etwa durch die Gemeinschaft des Lebensstils und die Zugehörigkeit zu einer bestimmten „Szene“ – ein Phänomen, das erstmals von Irwin (1977) als eine Folge der Urbanisierung und der Entwicklung der Städte zu Zentren freizeittlicher Aktivitäten beschrieben wurde (daran anknüpfend: Zinnecker 1987, Boettner 1989, Schulze 1992).

2 Sozialraumanalysen – ein weites Feld

Die voranstehenden Ausführungen umreißen beispielhaft einige Argumente und Argumentationslinien, die in dem Diskurs über eine sozialräumliche Orientierung der Sozialen Arbeit vorgebracht werden. Schon diese sehr kursorische Darstellung dürfte deutlich machen, wie unterschiedlich Sozialräume gesehen und bewertet werden können. Es nimmt daher nicht wunder, dass auch für die empirische Erfassung, Beschreibung und vergleichende Bewertung von Sozialräumen im Berufsfeld der Sozialen Arbeit ganz unterschiedliche inhaltliche Gesichtspunkte und Forschungsmethoden vorgeschlagen werden. Während der Terminus „Sozialraumanalyse“ in der soziologischen Stadtforschung zumeist in einem sehr engumgrenzten Sinne verwendet wird und dann ein sozialstatistisches Verfahren meint, das ein städtisches Gesamtterritorium in sozialstrukturell relativ homogene Teileinheiten

aufgliedert, fungiert er im Berufsfeld der Sozialen Arbeit eher als ein Oberbegriff für ein ganzes Feld von Ansätzen und Verfahrensweisen.

Dieses Feld lässt sich grob in zwei Hauptrichtungen aufgliedern:

Zum einen reicht das Spektrum der Möglichkeiten von *strukturorientierten* Ansätzen, die das Augenmerk vor allem auf die soziale und demographische Zusammensetzung der Wohnbevölkerung sowie auf quantifizierbare Merkmale der baulichen und infrastrukturellen Ausstattung richten, bis hin zu *phänomenologischen und interaktionsorientierten* Ansätzen, die danach fragen, wie die Sozialräume bzw. die „objektiven“ sozialräumliche Gegebenheiten sich in der subjektiven Perspektive und sozialen Alltagspraxis der Bewohner darstellen, was sie den Bewohnern bedeuten und welche Handlungsrelevanz sie besitzen.

Zum anderen kann unterschieden werden zwischen Untersuchungen, die sich auf sozialräumliche Einheiten beziehen, die in ihren Grenzen vorgegeben sind (Bezirke, Stadtteile, Kieze), und *formativen* Ansätzen, bei denen die Definition der Sozialräume und die Festlegung ihrer Grenzen selbst erst Ergebnisse der Sozialraumanalyse sind.

Aus der Verknüpfung dieser beiden Unterscheidungen ergeben sich folgende vier Hauptvarianten von Sozialraumanalyse:

	Nicht-formativ	Formativ
Strukturorientierte Sozialraumanalyse	...fragt nach quantitativ vergleichbaren Eigenschaften der Sozial- und Infrastruktur eines in seinen Grenzen vorgegebenen Gebietes	...erzeugt eine teilräumliche Gliederung durch ein Verfahren, das sozial- und infrastrukturell ähnliche räumliche Einheiten als zusammengehörig behandelt
Phänomenologisch - interaktionsorientierte Sozialraumanalyse	...fragt nach der lebensweltlichen Bedeutung und Handlungsrelevanz räumlicher Gegebenheiten, bezogen auf ein in seinen Grenzen vorgegebenes Gebiet	...ermittelt diejenigen Gebietsgrenzen, die sich in der sozialen Praxis und lebensweltlichen Sicht der Bewohner als bedeutsam und handlungsrelevant darstellen

Im Folgenden werden nicht alle vier Felder mit der gleichen Ausführlichkeit behandelt. Den faktischen Anforderungen und Forschungsmöglichkeiten in der Sozialen Arbeit nachgebend, werde ich mich auf die nicht-formativen Varianten konzentrieren und nur gelegentlich auf die formativen verweisen. Die strukturorientierte Sozialraumanalyse werde ich relativ knapp behandeln, da hierzu reichlich Literatur vorliegt, ganz abgesehen von den zahlreichen Praxisbeispielen, die man u.

a. im Internet findet. Dies ist anders bei der phänomenologisch-interaktionsorientierten Sozialraumanalyse, daher liegt hier der Schwerpunkt meiner Ausführungen.

2.1 Sozialraumanalyse als lokale Sozialstrukturanalyse

„Machen sie doch mal eine Sozialraumanalyse.“ Dieser Satz, gesprochen von einem Vorgesetzten oder von einem Entscheidungsträger der kommunalen Sozialpolitik, bedeutet normalerweise (wenn keine weiteren Erläuterungen gegeben werden), dass eine nicht-formative, vorwiegend auf Statistiken basierende strukturorientierte Sozialraumanalyse erwartet wird. Wir haben es also mit einem bestimmten Gebiet (Bezirk, Stadtteil, Einzugsgebiet oder Zuständigkeitsbereich eines sozialen Dienstes) zu tun, dessen Grenzen nicht zur Disposition stehen.

Was ist zu tun? Wir sollen das Gebiet als „Sozialraum“ beschreiben, und da liegt der Gedanke nahe, sich zunächst einmal darüber klar zu werden, wie sich die ortsansässige Bevölkerung zusammensetzt. Dazu benötigen wir nicht nur Statistiken, sondern vor aller Statistik müssen wir uns auf *Variablen* (z.B. Geschlecht) verständigen, deren *Ausprägungen* (männlich, weiblich) eine quantitativ erfassbare Differenzierung der Bevölkerung in Teilgruppen ermöglichen. Nun lässt sich mit etwas Phantasie gewiss eine Fülle von Variablen finden, deren Ausprägungen eine übersichtliche Aufteilung der Bevölkerung ergeben, in Sozialraumanalysen aber dennoch nicht vorkommen; man denke an Merkmale wie „Haarfarbe“, „Augenfarbe“ oder „Schuhgröße“. Sollte es hierzu Statistiken geben, so tun wir gut daran, auf diese Statistiken zu verzichten.

Um ein Siedlungsgebiet als Sozialraum zu charakterisieren, benötigen wir eine Beschreibung der Bevölkerungsstruktur, die nicht nur übersichtlich ist, sondern darüber hinaus folgende Anforderungen erfüllt:

- Die verwendeten Unterscheidungen sind sozial relevant; zwischen ihren jeweiligen Ausprägungen und der sozialen Lage der Betroffenen, ihren Lebenschancen und eventuell auch ihrem Lebensstil besteht ein signifikanter, d.h. mit überdurchschnittlicher Wahrscheinlichkeit vorhersehbarer Zusammenhang.
- Sie sind bedeutsam und folgenreich nicht nur für die Merkmalsträger, sondern auch für die Menschen, Einrichtungen und Institutionen in ihrem räumlichen Umfeld.
- Sie stehen in einer – wie auch immer gearteten – Abhängigkeit zur Wahl des Wohnsitzes, so dass im Vergleich der Siedlungsgebiete mit unterschiedlichen Häufigkeitsverteilungen zu rechnen ist.

Es ist offensichtlich, dass das Merkmal „Augenfarbe“ (übrigens im Unterschied zum Merkmal „Hautfarbe“) diese Anforderungen nicht erfüllt – kein Wunder also,

dass Sozialraumanalysen zwar manchmal großes Gewicht auf die Hautfarbe legen (so in vielen nordamerikanischen Studien), von der Augenfarbe hingegen keinerlei Aufhebens machen. Beides lässt sich unmittelbar aus der sozialen Relevanz oder Irrelevanz des jeweiligen Merkmals ableiten. Die Augenfarbe mag individuell noch so bedeutsam sein, sie fungiert in unserer Gesellschaft nicht als ein soziales Symbol und hat daher, anders als die Hautfarbe, die regelmäßig als Symbol für die ethnische Zugehörigkeit interpretiert wird, keine vorhersehbaren sozialen Konsequenzen.

Etwas anders liegen die Dinge bei dem Merkmal „Geschlecht“, das ebenfalls selten verwendet wird, um die soziale Struktur einer Bevölkerung zu charakterisieren, obwohl man doch schwerlich bestreiten kann, dass die Geschlechtszugehörigkeit sozial bedeutsam und folgenreich ist. Der entscheidende Punkt ist hier, dass sich Stadtteile und vergleichbare räumliche Einheiten im Hinblick auf das quantitative Verhältnis der Geschlechter zumeist nur unwesentlich voneinander unterscheiden. Auf solche Unterschiede kommt es bei einer Sozialraumanalyse aber gerade an. Hier reicht es nicht, wenn soziale Unterscheidungsmerkmale auf der Individual-ebene bedeutsam und folgenreich sind; sie müssen als Unterscheidungsmerkmale auch auf der Ebene der sozialen Gesamtheit, der sogenannten Aggregatebene, Sinn machen. Denn um diese Ebene geht es in der Sozialraumanalyse letztlich. Und so gibt es eben Wohngebiete mit einem hohen Anteil von Single-Haushalten und solche, in denen Familien mit Kindern überrepräsentiert sind; manche Gebiete werden von den höheren Altersgruppen dominiert, in anderen ist die Bevölkerung auffallend jung; hier ist die durchschnittliche Wohndauer sehr hoch, dort ist sie auffallend niedrig; in einigen Gebieten konzentrieren sich gut ausgebildete und/oder wohlhabende, in anderen einkommensschwache und bildungsferne Bevölkerungsgruppen usw. Wir kennen „Studentenviertel“, „Arme-Leute-Viertel“, „Mittelschichtsviertel“ – „Männerviertel“ oder „Frauenviertel“ kennen wir nicht.

Kennen wir bisher nicht. Der Eindruck, dass die Geschlechterverteilung für die statistische Beschreibung von Sozialräumen nichts hergibt, könnte sich als voreilig erweisen. Schaut man sich die Wanderungsbilanzen der neuen Bundesländer und hier vor allem die der ländlichen Regionen an, so stellt man eine deutliche Asymmetrie zwischen den Geschlechtern fest (Berlin-Institut 2007). Diese Asymmetrie hat schon jetzt in einigen Dörfern und peripheren Kleinstädten Ostdeutschlands zu einem Männerüberschuss geführt, der als Charakteristikum dieser Sozialräume ernst genommen werden muss.

Bei einer ganzen Reihe anderer sozialer Merkmale dürfte uns die Entscheidung, ob sie die drei oben genannten Kriterien erfüllen, nicht schwer fallen. Dies gilt vor allem für die Merkmale Einkommen, berufliche Stellung und Bildungsstand, die wir als die klassische Schichtungsvariablen bezeichnen können, da es hier um Unterschiede geht, die eine soziale Rangordnung begründen. Es ist kaum zu bestreiten, dass das Ausmaß, in dem die Bevölkerung eines Wohngebietes über

ökonomische und kulturelle Ressourcen verfügt, sowohl für jeden Einzelnen als auch für die Situation in dem Wohngebiet insgesamt folgenreich ist. Aber auch Merkmale, die sich nicht eindeutig einem Schichtungsmodell der Sozialstruktur zuordnen lassen, können in diesem Sinne folgenreich sein. So unterscheiden sich Singlehaushalte, Paarhaushalte, Wohngemeinschaften, Familien mit Kindern zwar nicht im Sinne einer Rangordnung; gleichwohl ist die ungleichmäßige räumliche Verteilung der verschiedenen Haushaltstypen ein die Situation der jeweiligen Sozialräume mitbestimmendes Faktum. Es wäre demnach wünschenswert, hierzu Daten zur Verfügung zu haben. Gleiches gilt für Daten zum Altersaufbau, zur Wohndauer, zur ethnischen Zugehörigkeit und zur Konfession der Bewohner, zum Anteil der Berufspendler und zum Wahlverhalten. Das kann man so fortsetzen. Die Datenwünsche wachsen explosionsartig, wenn man ihnen nicht Einhalt gebietet.

Letztlich kommt es darauf an, welchem Zweck die Sozialraumanalyse dient. Daher empfiehlt es sich, den eingangs zitierten Auftrag nicht einfach hinzunehmen, sondern zunächst einmal zu klären, wozu die geforderte Sozialraumanalyse eigentlich benötigt wird. Eventuell dient sie schlicht der Bedarfsfeststellung und/oder der konzeptionelle Ausrichtung einer Einrichtung auf die spezifischen Bedürfnisse der Bevölkerung ihres Einzugsgebietes. Oder sie fungiert als Planungsgrundlage im übergeordneten Vergleich von Stadtteilen oder Bezirken. Je nachdem um welches Handlungsfeld es bei der Konzeptionalisierung bzw. Planung geht, wird man die Frage, was man über die „Standarddaten“ (materiellen Situation, Bildungsstand, Alter) hinaus sonst noch wissen muss, anders beantworten.

Dies gilt besonders für Daten, die sich nicht auf Personen, sondern auf die bauliche Struktur (z.B. Bevölkerungsdichte, Grün- und Spielflächen) und die verfügbare Infrastruktur (soziale Dienste, aber z.B. auch Freizeiteinrichtungen, Arztdichte usw.) beziehen – Daten, die wir benötigen, um nicht nur allgemeine Bedarfslagen, sondern auf den einzelnen Sozialraum bezogene Angebotslücken (ggf. auch ein Überangebot) erkennen zu können.

In den meisten Sozialraumanalysen werden außerdem Daten verwendet, die sich auf „Ereignisse“ (z.B. Straftaten) und „Fälle“ (z.B. Hilfen zur Erziehung) beziehen. Letztere sind sogenannte prozessgenerierte Daten, die in den Sozialbehörden und sozialen Einrichtungen bei der Bearbeitung sozialer Probleme gleichsam „nebenher“ anfallen. Dabei wird das Fallaufkommen gewöhnlich als ein direkter Hinweis auf einen entsprechenden Problemdruck und sozialpolitischen Bedarf interpretiert. Die Möglichkeit, dass die Fallzahlen auch von der institutionellen Angebotsstruktur beeinflusst wird (je mehr Sozialarbeiter und Geld, desto mehr Fälle), bleibt zumeist unbeachtet. Ähnlich ist es bei den Straftaten. Deren Höhe hängt zwar unter anderem auch vom Anzeigeverhalten der Bevölkerung und der Intensität der polizeilichen Überwachung (Brusten 1999: 532f.) ab; trotzdem wird eine relative Häufung von (gemeldeten) Straftaten regelmäßig als Alarmsignal bzw. als Ausdruck einer anomischen Situation in dem fraglichen Sozialraum gewertet.

Wir kommen damit zu der Frage, was eigentlich wofür ein sinnvoller *Indikator* ist. „Ein Indikator ist eine Hilfsgröße, um nicht direkt wahrnehmbare Phänomene bzw. komplexe und unmittelbar nicht zu operationalisierende Aspekte der sozialen Realität ausschnittsweise bzw. stellvertretend abzubilden“ (Jordan u.a. 2001: 25).

Da die Funktion von Sozialraumanalysen zumeist darin besteht, als sozialplanerische und konzeptionelle Entscheidungshilfen (ggf. auch als Argumentationshilfen im Hinblick auf zu akquirierende Fördermittel) zu dienen, fungieren die verwendeten Daten hier implizit oder explizit als Indikatoren für die Belastung des Sozialraumes mit sozialen Problemen. Ein soziales Problem ist ein sozialer Sachverhalt, der sozialpolitisch als nicht tolerierbar bewertet wird. Ein soziales Problem beinhaltet also immer auch Werturteile darüber, was noch tolerierbar ist und was nicht (Schetsche 1996, Groenemeyer 1999).

Sichtet man die in Sozialraumanalysen verwendeten Indikatorenkonzepte zur Messung der Problembelastung von Sozialräumen, so stellt man fest, dass ungeachtet der oben erwähnten Bedenken relativ oft prozessgenerierte Daten, die bei der institutionellen Bearbeitung sozialer Probleme anfallen, verwendet werden, was mit der Verfügbarkeit dieser Daten zusammenhängt. Im Überblick lassen sich die im Hinblick auf nicht tolerierbare Unterversorgungen und Abweichungen typischerweise verwendeten Indikatoren wie folgt zusammenfassen:

1. Daten zur Inanspruchnahme von per Sozialgesetzgebung garantierten Hilfen und Transferleistungen;
2. Daten zu Ereignissen, die von Sozial- und Ordnungsbehörden als Interventionsanlass registriert werden;
3. Daten, die das Unterschreiten von Mindeststandards anzeigen, die zwar gesetzlich nicht garantiert sind, aber als sozialpolitisch zustimmungsfähig unterstellt werden (z.B. Grenzen relativer Einkommensarmut);
4. Daten, die das Vorliegen einer sozialen Risikolage anzeigen.¹

Als Beispiel für ein vergleichsweise differenziertes Indikatorenkonzept kann das von Jordan u.a. (2001) mit Blick auf die Kinder- und Jugendhilfeplanung vorgeschlagene gelten. Das Konzept umfasst folgende Bereiche:

- Soziale Benachteiligung/Armut (Indikator: Sozialhilfedichte)
- Prekäre Lebenssituation (Indikator: gemeldete Arbeitslose)
- Urbanisierungsgrad (Indikator: Siedlungsdichte)
- Familiäre Situation/Kohäsion (Indikator: alleinerziehende Eltern)
- Jugendspezifische Konfliktlagen (Indikator: Fälle der Jugendgerichtshilfe)

¹ Von einer „Risikolage“ (auch „Risikogruppe“) spricht man, wenn eine bestimmte Lebenslage das Unterschreiten von Toleranzgrenzen im o.g. Sinne wahrscheinlich macht. So geht man zum Beispiel davon aus, dass Alleinerziehende sich in einer Risikolage befinden, da dieser Personenkreis überdurchschnittlich oft auf Sozialhilfe angewiesen ist (was natürlich nichts daran ändert, dass es auch Alleinerziehende gibt, die ohne Sozialhilfe auskommen).

- Kulturelle Situation und Segregation (Indikator: AusländerInnen)
 - Bildungsbeteiligung (Indikator: Übergangsquote auf weiterbildende Schulen nach Abschluss der Grundschule)
 - Milieubindung (Indikator: Zu- und Fortzüge)
 - Politische Partizipation (Indikator: Wahlbeteiligung)
- (Jordan u.a. 2001: 28 ff.)

Für welche Indikatoren man sich letztlich entscheidet, hängt erstens davon ab, für welchen Verwendungszusammenhang die Analyse gedacht ist und für welche Sachverhalte man sich demzufolge überhaupt interessiert. Zweitens sollte die Indikatorenwahl davon abhängen, ob der Zusammenhang zwischen den eigentlich interessierenden Sachverhalten und den verwendeten Indikatoren theoretisch plausibel und empirisch belegt ist. Drittens aber hängt die Indikatorenwahl faktisch immer auch davon ab, welche Daten überhaupt verfügbar sind.

Der letzte Punkt ist ebenso trivial wie praktisch bedeutsam. Zumeist ist man auf jene Daten angewiesen, die in den statistischen Ämtern schon vorliegen, eventuell ergänzt durch Daten der einzelnen Fachämter. An diese Datenbestände zu kommen, ist zumeist schwierig genug. Die Möglichkeit, auf eigene Faust genau die Daten zu erheben, die man „eigentlich“ braucht, besteht in der Regel nicht. Denn das würde nicht nur bedeuten, in dem Untersuchungsgebiet, unserem Sozialraum, eine (repräsentative) Bevölkerungsbefragung durchzuführen; man müsste auch noch für geeignete Vergleichsdaten auf übergeordneter Ebene (Gesamtstadt oder Kreis) sorgen. Wir wollen ja nicht nur wissen, wie stark eine bestimmte Bevölkerungsgruppe in unserem Sozialraum vertreten ist, sondern auch, ob das relativ viel oder wenig ist. Ein Ausländeranteil von zehn Prozent beispielsweise sagt über den Charakter eines Sozialraumes so gut wie nichts aus, denn diese zehn Prozent können extrem wenig sein (so in vielen westdeutschen Städten) oder (wie in ostdeutschen Städten) extrem viel. Man braucht den gesamtstädtischen Vergleichswert also auch dann, wenn man nur einen einzelnen Sozialraum beschreiben will.

Mit der Beschreibung einzelner Sozialräume ist es indes nicht immer getan. Auch die für die gesamtstädtische Planung Zuständigen bemühen sich verstärkt um eine sozialräumlich differenzierte Betrachtungsweise, so jedenfalls seit einigen Jahren in der Sozial- und Jugendhilfeplanung (van Santen/Seckinger 2005: 62f.). Folglich benötigt man Daten, die einen aussagekräftigen Vergleich der verschiedenen Stadtgebiete zueinander ermöglichen. Dazu müssen die Daten gleichsam „geichtet“ werden; zum Beispiel kann man den städtischen Durchschnittswert gleich 100 setzen und die Werte für die einzelnen Gebiete jeweils in Relation dazu bestimmen (Jordan u.a. 2001: 24). Die Standardisierung lässt sich aber noch weitertreiben. Viele Städte und zum Teil auch Landkreise haben in den vergangenen Jahren Formen einer sozialräumlichen Sozialberichterstattung entwickelt, die die einzelnen Stadtgebiete im Hinblick auf den sozialen Problemdruck und den sozialpolitischen

Handlungsbedarf in eine eindeutige Rangordnung bringen. Grundlage einer solchen Rangordnung ist immer ein komplexer Gesamtindex, der die unterschiedlichen Einzelindikatoren noch einmal in einem einzigen Wert zusammenfasst.²

Inhaltlich korrespondiert diese Vorgehensweise mit der Einschätzung, dass die räumliche Konzentration sozialer Probleme aufgrund deren negativen Folgeeffekte – ungünstige Sozialisationsbedingungen, Überforderung des nachbarschaftlichen Konfliktmanagements, Verschlechterung der infrastrukturellen Versorgung usw. (Häussermann/Siebel 2004: 166ff.) – ein zusätzliches soziales Problem eigener Art darstellt.³ Sozialplanerisch verbindet sich mit der Erstellung von „Sozialraum-Rankings“ die Erwartung, auf diese Weise Anhaltspunkte für einen passgenauen (und das heißt heute immer auch sparsamen) Einsatz der für soziale Angebote und Hilfen zur Verfügung stehenden finanziellen Mittel zu gewinnen. Dies gilt insbesondere dann, wenn diese Mittel nicht mehr nach Leistungsarten, sondern je nach Problemdruck auf Sozialräume verteilt werden („Sozialraumbudgets“).

Die administrativ festgelegten Gebietseinteilungen (Bezirke, Ortsteile usw.) sind hierfür allerdings nur bedingt geeignet, da sie nicht selten sozialstrukturell höchst unterschiedliche Teilgebiete einschließen. Die Eigenart dieser homogenen und womöglich durch eine besondere Konzentration sozialer Probleme als „soziale Brennpunkte“ zu charakterisierenden Teilgebiete verschwindet im Durchschnitt des jeweiligen Ortsteils oder Bezirks, wenn sie durch andere Teilgebiete statistisch ausgeglichen wird und/oder wenn das betreffende Gebiet durch eine administrative Grenze zerschnitten wird. Will man diesen Effekt vermeiden, so muss man die Sozialraumanalyse von der nicht-formativen zur formativen Sozialraumanalyse übergehen. Dazu haben die in der Sozialen Arbeit Tätigen zwar in den seltensten Fällen die Möglichkeit; nicht unwahrscheinlich ist aber, dass sie mit den Ergebnissen einer solchen Analyse konfrontiert werden.

Formativ-strukturbezogene Sozialraumanalysen verwenden die Daten der Sozialstatistik mit dem Ziel, Sozialräume unabhängig von Bezirks- und Ortsteilgrenzen als sozialstrukturell homogene Siedlungsgebiete sichtbar zu machen. Dies ist allerdings nur möglich, wenn die benötigten Daten für sehr kleine – elementare – räumliche Einheiten (z.B. Adressen oder Baublöcke) vorliegen und verfügbar sind. Denn um diese elementaren Einheiten zu „clustern“, d.h. unter dem Gesichtspunkt

² Wie solche multidimensional zusammengesetzten Indices gebildet werden, kann hier nicht erläutert werden. Verwiesen sei auf die Darstellung in Urban/Weiser 2006: 82ff. und in Deutscher Verein 1986: 1071ff.

³ Die sozialpolitische Formel für dieses Problem eigener Art lieferte der Deutsche Städtetag (1979) mit seiner Definition sozialer Brennpunkte: „Wohngebiete, in denen Faktoren gehäuft auftreten, die die Lebensbedingungen ihrer Bewohner und insbesondere die Entwicklungschancen von Kindern und Jugendlichen negativ bestimmen.“

der Ähnlichkeit zu größeren Einheiten zusammenzufassen, muss man sie zunächst einmal jede für sich sozialstrukturell charakterisiert haben.⁴

Inhaltlich beruht das gesamte Verfahren auf der vorab getroffenen Festlegung, dass Sozialräume sozialstrukturell homogen sind und die Grenzen zwischen Sozialräumen ungefähr dort verlaufen, wo sich die Sozialstruktur ändert. Dieses „Homogenitätspostulat“ reicht wissenschaftsgeschichtlich zurück bis zu den – unter dem Namen Chicagoer Schule bekannt gewordenen – Anfängen der empirischen Stadtforschung in den 20er Jahren (vgl. Friedrichs 1977, S. 24ff). Allerdings wurde der städtische Raum damals nicht nur als ein System von sozialstrukturell relativ homogenen Gebietseinheiten, sondern diese zugleich auch als relativ dichte und von ihrer Umgebung unterscheidbare nachbarschaftliche Interaktionsmilieus beschrieben. In einer ausschließlich auf Sozialstrukturdaten basierenden Sozialraumanalyse geht dieser Interaktionsaspekt verloren.

Zwar kann man generell sagen, dass soziale Homogenität die Wahrscheinlichkeit von nachbarschaftlichen Interaktionen erhöht (Urban/Weiser 2006, S. 23f.); dies schließt im konkreten Fall aber nicht aus, dass sich sozialstrukturell homogene Gebiete in unterschiedliche, auch räumliche getrennte Interaktionsmilieus aufgliedern; wie auch der gegenläufige Fall möglich ist: Manchmal werden Wohngebiete auch über sozialstrukturelle Trennlinien hinweg von ihren Bewohnern als bedeutende räumliche Einheiten wahrgenommen. Der aus den Daten der Sozialstatistik gewonnene Zuschnitt der Sozialräume steht dann in mehr oder weniger schroffer Opposition zu den sozialräumlichen Sinnzusammenhängen, die sich in der sozialen Praxis der Bewohner konstituieren.

Das muss nicht unbedingt problematisch sein; je nach Verwendungszweck *kann* es aber problematisch sein. Letzteres ist der Fall, wenn auf dieser Basis konzeptionelle Entscheidungen getroffen werden, wenn Standorte, Angebotsprofile, Einzugsbereiche und Kooperationsbeziehungen sozialer Einrichtungen an der sozialräumlichen Orientierung der Adressaten vorbeigeplant werden. Eine sozialräumlich orientierte Soziale Arbeit sollte über die sozialräumliche Orientierung ihrer Adressaten zumindest informiert sein.

⁴ Als die erste Sozialraumanalyse kann die Ende der 40er Jahre von Shevky und Wendell in Los Angeles durchgeführte „Social Area Analysis“ gelten (wieder abgedruckt in Schubert/Ruge 2002). Im Unterschied zu Shevky und Wendell, die bei ihrer empirischen Rekonstruktion der sozialräumlichen Gliederung von drei gesellschaftstheoretisch begründeten Dimensionen - sozialer Status, Urbanisierung (der Lebensform) und ethnische Segregation - ausgingen, werden heute zumeist Strukturparameter verwendet, die mit Hilfe des statistischen Verfahrens der Faktorenanalyse ermittelt worden sind. Die Faktorenanalyse fasst eine Vielzahl von Variablen entsprechend ihrer korrelativen Beziehung zu wenigen unabhängigen Faktoren zusammen. Wenn diese Faktoren inhaltlich plausibel sind, kann man sie verwenden, um die elementaren Gebietseinheiten mit wenigen einfachen Maßzahlen zu beschreiben, um sie dann im nächsten Schritt einer Clusteranalyse zu unterziehen. Näheres zur Faktoren- und Clusteranalyse sowie zum gesamten Verfahren dieserart Sozialraumanalyse findet man in einer auch für Nicht-Statistiker nachvollziehbaren Darstellung bei Urban/Weiser (2006).

2.2 *Sozialraumanalyse als räumlich orientierte Lebensweltanalyse*

Wie stellt sich der soziale Raum in der einheimischen Sicht derjenigen dar, die ihn bevölkern? Auch diese Frage kann zum Gegenstand einer Sozialraumanalyse gemacht werden. Dies erfordert dann allerdings nicht nur andere empirische Verfahrensweisen, sondern zunächst und vor allem auch andere theoretische Begriffe. Zu nennen ist hier etwa das von Alfred Schütz (1971) in die Soziologie eingeführte Konzept der Lebenswelt, das von zahlreichen Autoren aufgegriffen und zum Teil in recht unterschiedlicher Weise weiterverwendet worden ist (Matthiesen 1983). In der Tradition der phänomenologischen Soziologie meint Lebenswelt die Gesamtheit der präreflexiv, d.h. vor aller bewussten Überlegung verwendeten Deutungsmuster und als selbstverständlich unterstellten Relevanzstrukturen, die den Eindruck einer in ihrer Sinnhaftigkeit fraglos gegebenen Realität erzeugen. Diese bildet den unproblematischen, immer stillschweigend vorausgesetzten Hintergrund aller Reflexion und allen bewussten Handelns.

Das lebensweltliche Hintergrundwissen entsteht nicht aus der isolierten Psyche des Einzelnen. Es hat seinen Ursprung in der sozialen Praxis. In der Interaktion mit anderen bewährt und reproduziert sich dieses Wissen, und so kann es je nach Interaktionsmilieu durchaus unterschiedlich ausfallen. Es entbehrt daher nicht einer gewissen Logik, dass der Begriff der Lebenswelt nicht nur wissenssoziologisch verstanden wurde, sondern – vor allem in der sozialpädagogischen Literatur – auch auf ganz konkrete Interaktionsmilieus bezogen wird.

Daraus ergeben sich die folgenden Hauptbedeutungen des Begriffs:

1. Lebenswelt als Gesamtheit der unreflektierten Hintergrundüberzeugungen, die eine fraglos gegebene, sinnvoll geordnete und als normal empfundene Realität erzeugen, eben die „Welt“, in der die Betroffenen leben.
2. Lebenswelt als konkrete Interaktionsmilieus, in denen das (unter a. gemeinte) lebensweltliche Wissen entsteht, sich bewährt und tradiert wird.

Im Weiteren scheiden sich die Geister dann an der Frage, ob oder inwieweit diese Interaktionsmilieus mit bestimmten durch den Wohnsitz definierten Sozialräumen identifiziert werden können (van Santen/Seckinger 2005). Letztlich ist es aber eine empirische Frage, welchen lebensweltlichen Stellenwert speziell das nahräumliche Interaktionsmilieu hat. Die Beziehung kann, sie muss aber nicht eng sein. Daher empfiehlt es sich, die Differenz zwischen Lebenswelt und lokalem Sozialraum auch sprachlich immer präsent zu halten. Aus einer stärker sozialpädagogischen Perspektive stellt sich überdies die Frage, wie wünschenswert eine totale Bindung der Lebenswelt an ein lokales Milieu eigentlich ist, besonders wenn dieses Milieu den Charakter eines gesellschaftlichen Abstellgleises hat. Doch auch wer das Ziel der sozialräumlich orientierten Sozialen Arbeit vor allem darin sieht, den lokalen Sozialraum zu öffnen und seinen Bewohnern ein erweitertes gesellschaftliches Operati-

onsfeld zu erschließen (Kessl u.a. 2002, Otto/Ziegler 2004), muss daran interessiert sein zu verstehen, wie sich der lokale Sozialraum in den sozialen Lebenswelten seiner Bewohner ausnimmt. Eben dies ist – auf eine sehr allgemeine Formel gebracht – das Erkenntnisinteresse phänomenologisch-interaktionsorientierter Sozialraumanalysen.

Dabei besteht der Ehrgeiz, das sei zur Vermeidung von Missverständnissen betont, nicht darin, möglichst trennscharf die Bedeutung des Sozialraumes im individuellen Selbst- und Weltverständnis einzelner Bewohner herauszuarbeiten. Das Augenmerk richtet sich vorrangig auf jene Elemente im Verständnis der lokalen Welt, die eine Mehrzahl von Bewohnern miteinander teilt, sowie auf die sozialen Interaktionen, in denen die gemeinsame Realitätsauffassung stillschweigend vorausgesetzt, erprobt und reproduziert oder aber in der Konfrontation mit „Outsidern“ irritiert wird.

Die Ordnung der Orte

Wenn man die Dinge sehr grundsätzlich betrachtet, dann lässt sich die räumliche Orientiertheit der Menschen als Effekt ihrer physischen Existenz begreifen (Waldenfels 2000: 110ff.). Raum erschließen wir uns demnach zunächst und vor allem durch den Leib. Für mich ist „hier“ die Stelle, wo mein Leib ist und wo jetzt nichts anderes sein kann, da zwei verschiedene Körper nicht gleichzeitig an derselben Stelle sein können. Dieser Gedanke dürfte für die meisten Menschen intuitiv plausibel sein und einem von ihnen alltäglich und selbstverständlich verwendeten Raummodell entsprechen. Demnach ist Raum ein homogenes Kontinuum von Stellen, die entweder frei oder exklusiv besetzt sind.

Plausibel dürfte für die meisten Menschen allerdings auch der Satz sein, dass eine Mehrzahl von Menschen und Dingen zwar nicht gleichzeitig an exakt derselben Stelle sein kann, wohl aber am selben *Ort*. Menschen versammeln sich und ihre sieben Sachen an Orten, ziehen sich an bestimmte Orte zurück, suchen andere Orte auf, um Leute zu treffen, und wieder andere Orte meiden sie, weil sie dort etwas vermuten, wovor ihnen graut. Manche Orte werden bewusst hergestellt, gestaltet und schön ausgeschmückt, andere entstehen beiläufig und ungeplant. Es gibt geheime Orte, deren Bedeutung nur den Eingeweihten bekannt ist, und solche, die „alle Welt“ kennt und beachtet. So erweist sich das „Kontinuum der Stellen“ in der sozialen Praxis als ein höchst diskontinuierliches „Gefüge von Orten“.

In Anlehnung an neuere soziologische (Löw 2001) und sozialgeographische (Werlen 1999) Raumtheorien, denen zufolge Handeln nicht nur in Räumen stattfindet, sondern diese gleichzeitig erzeugt, können Orte beschrieben werden als ausgedehnte räumliche Einheiten, gleichsam „Raumblasen“, die sich in der sozialen Praxis als bedeutsame Sphären des Beieinanderseins, der Kopräsenz und wechselseitig-

gen Erreichbarkeit konstituieren. Materiell stellen sich Orte gewöhnlich als eine Konstellation von (relativ) beständigen und immobilien Sachen (Mauern, Pflanzen, Böden, technisches Gerät und andere Dinge) dar.

Soviel lässt sich zum Thema „Ort“ ganz allgemein sagen. Im Weiteren dominieren die Unterschiede. So sind manche Orte in ihrer Reichweite durch Mauern und andere baulich-technische, natürliche und/oder symbolische Barrieren klar festgelegt und markiert. Andere Ortsgrenzen haben eher den Charakter von Schwellen und fließenden Übergängen. Eine Bushaltestelle ist zum Beispiel ein Ort, von dem man nicht auf den Meter genau sagen kann, wo er anfängt und wo er aufhört. Trotzdem wissen die Leute, die dort auf den Bus warten, genauso wie die Jugendlichen, denen die Haltestelle als Treffpunkt und Aufenthaltsort dient, dass sie sich mit den anderen am selben Ort befinden und wie weit sie sich ungefähr entfernen müssen, damit das nicht mehr so ist. Orte unterscheiden sich zudem in ihrer Maßstäblichkeit und können gleichsam in einander verschachtelt sein. So ist eine Gaststätte, in der wir uns verabreden, für uns zunächst einmal ganz pauschal eine räumliche Einheit – ein Ort, der in einen bestimmten topografischen Kontext eingebunden ist und sich von Orten seiner Umgebung in vielfacher Hinsicht unterscheidet. Diese „Einheit des Ortes“ geht auch dann nicht verloren, wenn wir die Gaststätte betreten, sie rückt jetzt aber in den Hintergrund zugunsten einer inneren Topografie, die sich Fremden allerdings nur in Ansätzen erschließt: hier die Theke, dort der Stammtisch, im Hintergrund ein Billardtisch. Das sieht man sofort. Aus der einheimischen Perspektive, der Perspektive der Stammgäste, beinhaltet die innere Topografie der Gaststätte darüber hinaus auch noch einiges, was man nicht sehen kann, z.B. dass rechts an der Theke ein ganz spezieller Mikro-Ort ist, den einige Stammgäste auch „die Säuferecke“ nennen, weil sich dort seit Jahren ein Kreis von besonders treuen und trinkfesten Besuchern der Gaststätte versammelt.

Freilich kann die „Gaststätte“ in einem anderen Maßstab auch selbst zu einem Mikro-Ort werden, der zusammen mit anderen Mikro-Orten wiederum in der Einheit eines übergeordneten Ortes aufgeht: ein Dorf, ein städtischer Platz, ein seiner vielfältigen Gastronomie wegen als Ort profilierter Häuserblock. Und auch diese Orte können wieder in übergeordnete Orte aufgehen, so dass wir schließlich zu den als Stadtteile und Städte bekannten Großorten gelangen. Dabei geschieht jedes Mal das Gleiche: Mit jeder Maßstabsvergrößerung kommt nicht nur ein neuer Ort, sondern mit diesem auch jeweils eine neue topografische Ebene, ein neues und erweitertes Relationsgefüge von mehr oder weniger benachbarten, mehr oder weniger entfernten Orten in den Blick. Wobei gleichzeitig die innere Ausdehnung dieser Orte in den Hintergrund tritt. Sie wird relativiert durch die unterschiedslos auf den Ort insgesamt gemünzte Positionierung.

In dieser Darstellung erscheinen Orte als etwas, das im Wesentlichen durch die synthetisierende Leistung eines Beobachters hervorgebracht wird. Offenbar kann alles als Ort, d.h. als eine bedeutsame räumliche Einheit, gesehen und auf den

verschiedensten Maßstabsebenen zu anderen Orten ins Verhältnis gesetzt werden. Die für uns entscheidende Frage ist freilich nicht, was sich alles als Ort betrachten lässt, sondern was tatsächlich als Ort betrachtet wird, welche Bedeutung einem solchen Ort zugewiesen wird und ob man diese Bedeutung in der Kommunikation mit Anderen (das können sehr viele oder auch nur ganz bestimmte Andere sein) voraussetzen kann, ohne dass es zu Irritationen kommt. Zwar kann es auch geheimste Orte geben, die nur für eine einzige Person Bedeutung haben; einsame Kinder und Wanderer erfinden sich solche Orte manchmal. In der Regel sind Orte aber soziale Sachverhalte, die in der gemeinsamen Welt einer Mehrzahl von Menschen vorkommen und Sinn machen.

Auf diesen *sozialen* Sinn der Topografie kommt es bei der phänomenologisch interaktionsorientierten Sozialraumanalyse an. Zwar dürfte der Versuch, die topografische Struktur einer Stadt oder auch nur eines Stadtteils vollständig zu entschlüsseln, von vorneherein zum Scheitern verurteilt sein; es gibt jedoch eine Reihe von Vorgehensweisen und Methoden, die uns einzelne Aspekte der sozialräumlichen Kontexte erschließen.

Gelegenheiten

Freilich sollte man, bevor man anfängt, den Sozialraum aus der einheimischen Sicht bzw. den einheimischen Sichten einzelner Bevölkerungsgruppen zu rekonstruieren, zunächst einmal das tun, was auch dem Fremden sofort möglich ist: den Sozialraum begehen und mit den Augen des Fremden erkunden.

Dabei empfiehlt es sich, von Anfang an methodisch vorzugehen und sich bei seinen Beobachtungen auf einen bestimmten Gesichtspunkt festzulegen, der dokumentierbare und auch später noch sinnvoll zu verwertende Ergebnisse verspricht. Eine Möglichkeit, dies zu tun, besteht darin, sofort mit dem Erstellen eines „Gelegenheitenkatasters“ zu beginnen. Damit ist eine vergrößerte Karte oder schematische Darstellung des Sozialraums gemeint, in der jene Orte verzeichnet werden, die eine auch für den milieufremden Beobachter erkennbare Identität und Gelegenheitsstruktur aufweisen. Denn unabhängig von allem Insiderwissen haben Sozialräume bzw. die Orte, aus denen sie sich zusammensetzen, auch eine dem Fremden zugewandte, allgemein verständliche Seite. Man muss ja kein Insider sein, um eine Tankstelle als solche zu erkennen, und Gleiches gilt auch für Spiel- und Sportplätze, Parks, Friedhöfe, Einkaufszentren, Fußgängerzonen, zentrale Plätze, Kneipenviertel, Gewerbegebiete, Fabrikanlagen, Werkstätten, Bahnhöfe usw. Das Erscheinungsbild solcher Orte spricht eine universelle Sprache. Nicht nur die Beschriftung, auch die baulichen Formen sowie die technische und dekorative Ausstattung machen diese Orte für Fremde lesbar.

Es sind vor allem solche allgemein verständlichen Orte, die uns auf unseren ersten Rundgängen ins Auge fallen und in das Kataster aufgenommen werden – Orte mit einer erwartbaren Gelegenheitsstruktur und einem ebenso erwartbaren Verhaltenskodex, dem sich unterwerfen muss, wer die Gelegenheiten in Anspruch nehmen will. Eventuell entdecken und vermerken wir auch die eine oder andere stillgelegte Gelegenheitsstruktur, deren „sterbliche Überreste“ noch lesbar sind: tote Bahnhöfe, Spielplätze ohne Kinder, brach gefallene Werkshallen, aufgegebene Supermärkte, ein ehemaliges Kino, das jetzt als Lagerhalle dient.

Die Lesbarkeit solcher Orte ist (auch) ein Effekt ihrer Herstellung. Es handelt sich um Orte, die nach einem bestimmten Entwurf, quasi aus einer Hand geplant und gestaltet werden, wobei diese Gestaltung auch die zeichenhafte Inszenierung einer bestimmten Erlebnisqualität und Atmosphäre einschließen kann. Ihren reinsten Ausdruck findet dies in den künstlichen Welten und „durchgestylten“ Erlebnisräumen der Konsum- und Freizeitindustrie, die sich als urbane öffentliche Orte darstellen, zugleich aber private Territorien ihrer jeweiligen Eigentümer sind und sein müssen, da diese zielgerichtete Form des „place-makings“ (Menin 2003) eine zentrale Verfügungsmacht über den zu gestaltenden Raum voraussetzt.

Normalerweise wird diese Verfügungsmacht nicht nur für die Herstellung solcher Orte, sondern auch für deren anschließende Überwachung und Strukturierung eingesetzt. Von der Strenge, mit der das geschieht, hängt der Spielraum ab, der an diesem Ort für eine zweite Form des place-makings bleibt. In diesem Fall ist die Identität und Bedeutsamkeit eines Ortes (bzw. die Veränderung der bisherigen Identität und Bedeutsamkeit) ein Nebeneffekt von Interaktionen und Handlungen, die intentional gar nicht auf Ortsbildung ausgerichtet sind, faktisch aber ortsbildend wirken, einfach indem sie Orte für bestimmte Anlässe und Aktivitäten in Anspruch nehmen. Dabei ergeben sich im Verhältnis zur ersten Form des place-makings drei mögliche Varianten:

Zum einen kann die Inanspruchnahme mit der „offiziellen“ Gelegenheitsstruktur genau konform gehen und so die dem Ort zuge dachte Bedeutung ratifizieren. Im Gegenextrem kann sie aber auch ganz neue Orte kreieren, wie es etwa der Fall ist, wenn Kinder und Jugendliche sich eine Industriebranche oder ähnliche kaum durch konkurrierende Nutzerinteressen geprägten Freiräume aneignen, sie durch ihre Aktivitäten mit Bedeutung ausstatten und in räumliche Einheiten gliedern. Die hierfür erforderlichen mehr oder weniger jungfräulichen oder verwilderten Gegenden sind allerdings nur sehr begrenzt verfügbar. Umso wichtiger ist die dritte Variante. Hier werden Orte in einem über die primäre Funktionsbestimmung hinausgehenden Sinne in Anspruch genommen und so in seiner Bedeutung erweitert. Das Beispiel hierfür liefern die mopedfahrenden Jugendlichen, denen die Tankstelle – ohne dass sie es jemals geplant hätten – allmählich zu einem beliebten Treffpunkt wird.

Es versteht sich von selbst, dass der über solche in informellen Aneignungsprozessen erzeugte Ortsinn für außen stehende Beobachter nicht den gleichen Grad an Lesbarkeit aufweist wie die institutionalisierte und mit einem großen Aufwand an Zeichen und Symbolen lesbar gemachte Gelegenheitsstruktur. Es kommt zwar vor, dass informell „angeeignete“ Orte mit Graffiti, Emblemen, Fahnen usw. ausgestattet werden, dabei handelt es sich dann aber gewöhnlich um Territorien, die von ihren legitimen Eignern dauerhaft oder vorübergehend aufgegeben wurden: leerstehende Wohnhäuser, stillgelegte Werksanlagen und Ähnliches. Wenn der Ort aber im Sinne seiner ursprünglich vorgesehenen Bedeutung noch im Gebrauch ist und ihm nur eine unvorhergesehene Nutzung „aufgesattelt“ wird (die Laderampe als abendliche Skaterbahn, der Kinderspielplatz als Jugendtreff), so wird man dies in der Regel nicht an expliziten Einschreibungen erkennen. Statt „Zeichen“ wird man hier zumeist nur mehr oder weniger deutliche „Anzeichen“ vorfinden, Spuren des Gebrauchs, die informativ sind, ohne dass ihnen eine Mitteilungsabsicht zugrunde liegt: Zigarettenkippen, Kronkorken, Flaschen/Dosen, zusammen geschobene Parkbänke, Trampelpfade und Schlupflöcher.⁵

Territorien

Allerdings werden wir bei unserer Beobachtungstour neben den unwillkürlich entstandenen Spuren des Gebrauchs gelegentlich auch mutwillig hinterlassene Spuren finden: umgestürzte Parkbänke, abgepackelte Papierkörbe und andere Beschädigungen, die bei allem, was sie sonst noch bedeuten mögen, indirekt auch einen gewissen Besitzanspruch zum Ausdruck bringen. Die informelle und mehr oder weniger eigensinnige Aneignung eines Ortes ist nicht selten mit ebenso informellen und eigensinnigen Territorialansprüchen verknüpft.

Der Begriff meint hier also nicht nur jene Territorien, über die individuelle oder kollektive Akteure eine durch Recht und Gesetz legitimierte Zugangskontrolle ausüben. Eingeschlossen sind auch die vielfältigen Formen der informell praktizierten Territorialisierung (vgl. Goffman 1982, Hamm/Neumann 1996: 235ff.). Es kommt vor, dass diejenigen, die sich regelmäßig an einem bestimmten Ort aufhalten, allein aufgrund dieser Regelmäßigkeit dort ein gewisses „Hausrecht“ für sich beanspruchen. Ein Anwohner gewöhnt sich daran, einen ganz normalen öffentlichen Parkplatz als seinen „Stammplatz“ zu betrachten, verbunden mit der Erwartung, dass der Platz für ihn und sein Auto freizuhalten sei. So befremdlich solche Ansprüche für Außenstehende auch sein mögen; von den Einheimischen werden sie nicht selten respektiert. Ähnlich verhält es sich mit den „kollektiven Stammplätzen“, die einzelne Gruppen und Cliquen manchmal für sich beanspruchen: eine

⁵ Zum Unterschied zwischen Zeichen und Anzeichen siehe Bahrdt 1996: 91ff.

bestimmte Ecke im Park; ein Jugendclub, der „eigentlich“ für alle da ist; der Spielplatz ab einer bestimmten Uhrzeit; der Innenhof eines Häuserblocks; der von den Anwohnern kurz „Pennerecke“ genannte Teil der Fußgängerzone usw. Neben dem Recht, sich selbst an diesem Ort aufzuhalten, beinhaltet der Territorialanspruch hier gewöhnlich auch die Erwartung, die Anwesenheit anderer nicht unbedingt tolerieren zu müssen bzw. eine gewisse Kontrolle darüber ausüben zu dürfen, wer die Grenze des Territoriums überschreiten darf und wer nicht. Die Frage ist dann freilich immer noch, wo die Grenzen des Territoriums genau verlaufen, d.h. wie nahe jemand genau kommen muss, um auf eine nicht mehr zu ignorierende Weise „anwesend“ zu sein. Je nach Situation können die Grenzen unterschiedlich eng oder weit interpretiert werden, und es ist außerdem möglich, dass der Anspruch auf Zugangskontrolle nur einem bestimmten Personenkreis, zum Beispiel Gleichaltrigen oder den Mitgliedern konkurrierender Cliques gegenüber erhoben wird. Dies mindert das Konfliktpotential der informellen Territorialisierung und bewahrt die Betroffenen davor, ihre Territorialansprüche gegen übermächtige Kontrahenten durchsetzen bzw. die Missachtung des Territoriums ohnmächtig mit ansehen zu müssen.

Die informellen Territorien stehen rechtlich auf wackeligen Beinen, man kann sie nicht einklagen. Ihre Basis bilden Gewohnheitsrechte und gesellschaftliche Konventionen – eventuell unterstrichen durch eine mehr oder weniger glaubwürdige Drohkulisse: der Ärger, mit dem man rechnen muss, wenn man das Territorium einfach missachtet; ggf. auch die Gefahr, durch den Aufenthalt an einem von einer stigmatisierten Gruppe besetzten Ort sich sozial zu kontaminieren. Nun mag dies in stabilen Nachbarschaften mit geringer Fluktuation, hoher Wohndauer und schwacher Veränderungsdynamik als Grundlage territorialer Ansprüche sogar genügen. Anders liegen die Dinge indes, wenn ein ehemals stabiles Siedlungsgebiet in Bewegung kommt, wenn neue raumbezogene Nutzungsinteressen auf den Plan treten, überkommene Nutzungsstrukturen abgebaut werden und wenn sich vor allem die Zusammensetzung der Bevölkerung mit einer Geschwindigkeit ändert, die für informelle – auf Konvention, Gewohnheit und/oder das nachbarschaftliche Gleichgewicht des Schreckens gegründeten – Territorialansprüchen wenig Raum lässt. Das in den Jahren der Stabilität ausgehandelte und austarierte System räumlicher Privilegien gerät dann unter den Druck von immer mehr Zugezogenen, die die Stammplätze der „Alteingesessenen“ im Regelfall gar nicht kennen und auch sonst wenig Veranlassung haben, sie zu respektieren.

Was bekommen wir von alledem bei unserer Sozialraumbegehung mit? Kaum etwas, denn man „sieht“ die informellen Territorien ebenso wenig wie die damit verknüpften Macht- und Ohnmachtserfahrungen. Zwar werden die territorialen Ansprüche mitunter auch äußerlich durch symbolische Akte zum Ausdruck gebracht und die Territorien, wie oben erwähnt, durch Gruppenembleme, Beschriftungen, mutwillig hinterlassene Spuren markiert. Solche Markierungen sind aber

keineswegs immer vorhanden und zudem sind sie, was ihre Lesbarkeit betrifft, gewöhnlich alles andere als allgemein verständlich. Ähnlich wie bei den Gelegenheitsstrukturen werden wir uns daher auch hier wieder mit ersten Hinweisen und Vermutungen begnügen müssen, jedenfalls soweit es die informelle Seite der Territorialisierung betrifft.

Die Regeln des Ortes

Zur Eigenart eines Ortes gehört neben der Gelegenheitsstruktur und der Territorialität gewöhnlich auch ein spezifischer Verhaltenskodex, dessen Einhaltung, wenn er gegen Widerstand durchgesetzt werden muss, zugleich auch eine Frage der faktischen Territorialmacht und der durch sie ausgeübten sozialen Kontrolle ist. Deren Einsatz ist allerdings nur im Ausnahmefall nötig. Aus unterschiedlichen Gründen. Zum einen ist die bauliche und technische Ausstattung bestimmter Orte (man denke an Einkaufszentren, Freizeiteinrichtungen, U-Bahnstationen, SB-Tankstellen usw.) von vorneherein so beschaffen, dass demjenigen, der die hier vorgehaltenen Gelegenheiten in Anspruch nehmen will, kaum eine andere Wahl bleibt, als eine Reihe von technischen und sozialen Routinehandlungen auszuführen. Dafür sorgen offensichtliche oder als Dekoration getarnte Absperungen; Durchgänge, die nur in einer Richtung passiert werden können; Videokameras; Sitzbänke mit einem Design, dessen heimlicher Zweck die Verhinderung des Liegens ist; Beschriftungen und Leitsysteme, die gleichsam die Gebrauchsanweisungen dieser Orte bilden. Wer die Gelegenheitsstruktur einer SB-Tankstelle in Anspruch nimmt, wird auch seinerseits von dieser in einer höchst autoritativen Weise in Anspruch genommen.

Aber auch dort, wo sie nicht durch technische Installationen zu einem bestimmten Verhalten genötigt werden, stellen sich die Menschen zumeist ganz spontan und zwanglos auf die Bedeutung und den Charakter des jeweiligen Ortes ein. Wenn sie den Ort als Friedhof identifiziert haben, dann wissen sie sofort, auch ohne dass erst der Friedhofswärter einschreiten muss, was sich hier „gehört“ und was nicht. Herumschreien, Witze erzählen, schallendes Gelächter, hektische Bewegungen, Nachlaufen oder Federball spielen, knutschende Pärchen – das alles verbietet sich hier wie von selbst und sie verhalten sich danach. Bereitwillig lassen sie zu, dass ihnen der Ort bis in die Motorik hinein Vorschriften macht. Das ist besonders offensichtlich an sakralen Orten, die eine gewisse Pietät und „Gemessenheit“ des Verhaltens fordern, aber nicht nur dort. Auch für profane Orte lassen sich gewöhnlich Handlungen, Verhaltensweisen und soziale Ereignisse angeben, die dort „irgendwie deplaziert“ wirken würden, ohne dass dazu erst eine Hausordnung, Parkordnung, Spielplatzordnung oder ein vergleichbares Regelwerk konsultiert werden müsste. Freilich ist dies weniger eine Konformität gegenüber dem Ort als gegenüber den sozialen Situationen, als deren bevorzugter Schauplatz der Ort an-

hand bestimmter Objekte und Symbole identifiziert werden kann. Je enger ein Ort mit bestimmten sozialen Situationen, Situationen einer bestimmten Kategorie, assoziiert ist, desto stärker fungiert er als ein Rahmen, der die Wahrnehmung und Bewertung all dessen, was dort geschieht, mitbestimmt, indem er es in einen bestimmten Sinnzusammenhang stellt.

Die Verknüpfung des Ortes mit bestimmten Situationen kann weitgehend institutionalisiert sein, was dann gewöhnlich schon an der Bezeichnung des Ortes erkennbar ist. Sie muss aber dennoch nicht für alle gleich sein. Ein Fahrgast wird mit dem Bahnhof, der für ihn irgendein Bahnhof ist, wahrscheinlich andere Situationen assoziieren als die Drogenszene, die sich in einem bestimmten Bereich des Bahnhofs trifft, oder der Stricher, der sich dort seinen Lebensunterhalt verdient. Entsprechend unterschiedlich dürfte sich für die Betroffenen auch die Normativität dieses Ortes darstellen.

Auch im Hinblick auf die normative Dimension des Ortes stellt sich wieder die Frage, was wir davon im Rahmen unserer Begehung des Sozialraumes mitbekommen. Die oben erwähnte Apparatur der Verhaltenssteuerung können wir, wenn wir dafür aufmerksam sind, sehen. Und auch sonst werden wir den von uns besuchten Orten, was ihre institutionalisierte Seite betrifft, unschwer ein Repertoire von passenden Ereignissen, Handlungen und Verhaltensweisen zurechnen können. Dabei befinden wir uns aber durchweg in der Situation eines Reisenden, für den nicht nur der Bahnhof *irgendein* Bahnhof ist, sondern auch sonst alles im Modus des unbestimmten Artikels begegnet: nicht *diese*, sondern *eine* Gaststätte, *eine* Schule, *ein* Marktplatz, *ein* Wohnhaus usw.

Das ist auf die Dauer etwas unbefriedigend. So nützlich die Sozialraumbegehung als erste Annäherung an das lokale „Gefüge der Orte“ auch ist, sie besichert uns im Wesentlichen ein Kataster der institutionalisierten „offiziellen“ Gelegenheiten und der damit verbundenen Territorien, sozialen Situationen und Verhaltenserwartungen. Sie kommt jedoch schnell an ihre Grenzen, wenn es um die beiläufige, informelle und nach gruppenspezifischen Vorlieben differenzierte Form des placemakings geht: die Be-Deutung des Ortes durch die konkrete, mehr oder weniger eigensinnige und im Planungsentwurf der offiziellen Ortsgestalter oftmals gar nicht vorgesehene Art, ihn in Anspruch zu nehmen. Die bloße Besichtigung des Sozialraums liefert uns dazu allenfalls vage Indizien in Gestalt von Zufallsbeobachtungen, Nutzungsspuren, Graffiti usw., mehr aber auch nicht.

Wie kommen wir hier an verlässlichere und aussagekräftigere Informationen? In der sozialpädagogischen Literatur finden wir eine Reihe methodischer Vorschläge, die sich an Vorbildern aus der ethnologischen Feldforschung orientieren (Weskamp 1996, Ortman 1996, Lindner 2000, Deinet/Krisch 2002). Die dort angewandten Methoden werden den Bedürfnissen und Möglichkeiten der Sozialen Arbeit entsprechend modifiziert und vereinfacht. Denn gewöhnlich dient die Sozialraumanalyse hier nicht dem Zweck, wissenschaftliches Neuland zu entdecken;

vielmehr geht es darum, sich mit einem begrenzten Aufwand an Zeit und einem ebenso begrenzten methodischen Know How einen Eindruck davon zu verschaffen, wie sich ein Sozialraum in der einheimischen Sicht seiner Bewohner ausnimmt.

Interaktive Verfahren

Anstatt den Sozialraum auf eigene Faust vollständig „abzugehen“ und/oder besonders exponierte Orte zu unterschiedlichen Tageszeiten einer akribisch protokollierten Beobachtung zu unterziehen (Weskamp 1996: 19), kann man ihn sich von den Menschen, deren Sicht des sozialräumlichen Kontextes man kennen lernen will, auch einfach zeigen lassen. Dies kann auf unterschiedliche und unterschiedlich aufwendige Weisen geschehen. Ein Verfahren, dessen Vorzug vor allem in der einfachen Durchführung und der plakativen Anschaulichkeit der erzielten Ergebnisse besteht, ist die von Ortmann (1996) für die Kinder- und Jugendarbeit vorgeschlagene „Nadelmethode“. Zur Durchführung benötigt man nur einen stark vergrößerten und auf Styropor oder eine vergleichbare Unterlage aufgezogenen Stadtplan (bzw. in ländliche Regionen eine geeignete Landkarte) sowie Stecknadeln mit verschiedenfarbigen Köpfen. Mit den Stecknadeln werden auf der Karte dann Orte einer bestimmten Kategorie markiert, wobei die Farben der Stecknadelköpfe auf zweierlei Art genutzt werden können. Entweder sie dienen dazu, die beteiligten Personen zu differenzieren (z.B. nach Geschlecht oder Alter); oder man verwendet sie, um unterschiedliche Kategorien von Orten zu bezeichnen, also zum Beispiel Lieblingsorte, Angst- und Schreckensorte, Treffpunkte usw. Mobile JugendarbeiterInnen können sich auf diese Weise rasch ein relativ differenziertes Bild von der räumlichen Verteilung der Aktivitätszentren ihrer Zielgruppen verschaffen. Die MitarbeiterInnen von ortsgebundenen Einrichtungen gewinnen einen Überblick über ihren tatsächlichen Einzugsbereich und den aktionsräumlichen Stellenwert ihres Hauses im Verhältnis zu anderen Treffpunkten und Freizeitgelegenheiten.

Größer ist der Informationsgewinn freilich, wenn die betreffenden Orte nicht nur benannt, sondern im Rahmen einer gemeinsamen Sozialraumbegehung auch aufgesucht werden; die direkte Konfrontation provoziert Erläuterungen und Kommentierungen, die sonst möglicherweise unterblieben. Bei einer solchen Begehung – die mit Kindern und Jugendlichen, gut aber auch mit anderen Zielgruppen unternommen werden kann – sollte die Auswahl der besuchten Orte (sprich: die Festlegung der Route) konsequent denen überlassen bleiben, um deren Sozialraum es geht. Denn soweit der eingeschlagene Weg nicht durch rein bauliche und geografische Gegebenheiten bedingt ist, lässt er bereits erste Rückschlüsse auf die eingelebten Mobilitätsmustern sowie die raumbezogenen Präferenzen und Aversionen unserer Führer zu. Eine Clique von Kindern oder Jugendlichen wird uns gewiss

einen anderen Weg führen als die Mitglieder eines lokalen Bürgervereins oder die Bewohner eines benachbarten Seniorenheims.

Bei allen Interpretationen müssen wir allerdings berücksichtigen, dass die Begehung ein Interaktionsprodukt ist, an dem wir indirekt auch dann mitwirken, wenn wir den Einheimischen die Führung überlassen. Denn sie gehen ja nicht einfach ihren Alltagsbeschäftigungen nach, sondern sie *zeigen uns* einen Ausschnitt ihrer alltäglichen Lebenswelt; es ist gut möglich, dass sie nicht alles, was für sie in dieser Welt wichtig ist, auch uns gegenüber für vorzeigbar halten. Vielleicht führen sie uns zu „Sehenswürdigkeiten“, die zwar in ihrem eigenen Leben keine wichtige Rolle spielen, von denen sie aber annehmen, dass Fremde sich dafür interessieren könnten. Je nachdem wen und was sie in uns sehen, könnte es auch sein, dass sie uns vor allem die „Schandflecken“ des Sozialraums vorführen, um uns davon zu überzeugen, dass hier endlich etwas geschehen muss.

Selbstverständlich ist auch das, was die Einheimischen für die „Schandflecke“ und die „Schokoladenseiten“ ihres Kiezes halten, ein Aspekt ihrer einheimischen Sicht. So gesehen ist es gar kein Nachteil, wenn die Auswahl der aufgesuchten Orte auch von dem Wunsch beeinflusst wird, uns in dem einen oder dem anderen Sinne zu beeindrucken. Wir müssen es nur wissen. Deshalb ist es wichtig, dass wir während der Begehung immer wieder klärend nachfragen (natürlich wohlwollend interessiert und nicht in der Art eines Verhörs) und unsere Begleiter ermutigen, das Gesehene zu kommentieren und als Erzählanlass zu nehmen. Folglich benötigen wir neben einer Fotokamera für die Dokumentation des Gezeigten auch einen Audiorecorder, um die für die spätere Auswertung unserer Begehung unverzichtbaren Verbaläußerungen aufzuzeichnen.⁶

Dies vorausgesetzt, liefert uns die geführte Begehung wertvolles Material, das wir mit unserem aus der Sicht des Fremden erstellten Gelegenheitskatasters vergleichen können. So erfahren wir nicht nur, welche Gelegenheiten wo wahrgenommen und ggf. auch in Anspruch genommen werden; wir erfahren außerdem, inwiefern diese Inanspruchnahme mit unserer Einschätzung der Gelegenheitsstrukturen der betreffenden Orte übereinstimmt und inwiefern sie davon abweicht. Gleiches gilt in Ansätzen auch für die institutionellen und informellen Territorialstrukturen und die Normativität der besuchten Orte. Der Vergleich ermöglicht es uns darüber hinaus, in einem abschließenden Gespräch unsere Führer gezielt nach Orten zu fragen, die unserem Kataster zufolge eigentlich einiges zu bieten hätten, bei der

⁶ Mit Blick auf die pädagogische Arbeit mit Kindern liegt der Gedanke nahe, das Fotografieren den Kindern zu überlassen, um so zusätzliche Hinweise auf die spezifische Sicht und Interessen der Kinder zu erhalten. Man muss dann allerdings damit rechnen, dass die Kinder in der Tat das fotografieren, was sie am meisten interessiert: Kinder. Man hat dann zum Schluss weniger eine Dokumentation der besichtigten Orte als eine Sammlung von Grimassen schneidenden Kindern. Für die sozialraumanalytische Auswertung des Fotomaterials ist es günstiger, das Fotografieren selbst zu übernehmen, sich dabei aber von den Führern ausführlich beraten zu lassen.

Begehung aber „links liegen gelassen“ wurden. Gibt es Gründe, diese Orte bewusst zu meiden? Werden die Gelegenheit schlicht übersehen oder für unwichtig gehalten? Oder gibt es vielleicht außerhalb des untersuchten Sozialraumes attraktivere Alternativen?

Inhaltlich ergiebig ist das Verfahren freilich nur, wenn man die Teilnehmerzahl auf maximal fünf Personen begrenzt und viel Zeit mitbringt. Pro Begehung kann man getrost einen Nachmittag veranschlagen und mit einer Begehung ist es nicht getan, wenn man nicht nur die Sicht einer einzigen Person oder Clique kennen lernen will. Der hohe Zeitaufwand verliert etwas seinen Schrecken, wenn man die Begehungen als sozialpädagogisches Projekt begreift und einsetzt, was zumindest im Rahmen der Kinder- und Jugendarbeit durchaus Sinn macht.

Gleichwohl seien im Folgenden einige Alternativen aufgezeigt, die ohne das in der direkten Konfrontation mit konkreten Orten enthaltene Anregungspotential auskommen. Diese Methoden bleiben, was den einzelnen Ort betrifft, etwas oberflächlich; gerade deshalb geben sie aber einen guten Eindruck von dem übergeordneten räumlichen Gesamtgefüge – der Art und Weise, wie die einzelnen Orte zu einander in Relation stehen.

Subjektive Landkarten und Aktionsräume

Wenn man Menschen bittet, aus dem Gedächtnis eine Karte ihrer Stadt oder ihres Stadtteils zu zeichnen, dann entsteht normalerweise eine relativ einfach strukturierte Skizze, die mit ihrer sehr ungleichmäßigen Detailgenauigkeit, ihren „weißen Stellen“ und ihren verzerrten Proportionen erheblich von einer kartographisch exakten Darstellung des Gebietes abweicht. Das Konzept der „kognitiven Karten“ (wahlweise auch „subjektive Landkarten“, „mental maps“ oder „mental mapping“) interpretiert solche vereinfachenden und verzerrenden Zeichnungen als Hinweis auf das innere Bild, das sich die Betroffenen von ihrer Stadt machen und an dem sie sich in ihrem Alltag orientieren (grundlegend Down/Stein 1973).

Das Konzept geht zurück auf eine 1960 veröffentlichte Studie über das „Bild der Stadt“ von Kevin Lynch. Gestützt auf Interviews und Gedächtniszeichnungen zeigte Lynch, wie sich die räumlichen Wahrnehmungen und Erfahrungen der Stadtbewohner zu mehr oder weniger klar strukturierten „Vorstellungsbildern“ organisieren. Diese Vorstellungsbilder sind zwar nicht einheitlich; über die individuellen Unterschiede hinweg lassen sie aber typische Grundmuster („public images“) erkennen, die von den Bürgern der Stadt insgesamt oder auch nur von den Mitgliedern einzelner sozialer Gruppen geteilt werden.

Auf dieses Grundmuster kam es Lynch an, denn darin dokumentierte sich für ihn der visuelle Wert einer Stadt: die Identität, Erkennbarkeit und Einprägsamkeit

ihrer äußeren Gestalt, die es dem Einzelnen ermöglicht, sich in seiner Umwelt zurechtzufinden und mit anderen zu kooperieren.

Nach Lynch wird das Bild der Stadt im Wesentlichen von fünf Elementen bestimmt:

- Wege (Straßen, Fußgängerwege, Übergänge usw., die gewöhnlich als Doppellinien gezeichnet werden und für viele Menschen das bestimmende Element ihres Vorstellungsbildes bilden);
- Grenzlinien (Mauern, Bahndämme, Ufer usw., die durch einfache Linien dargestellt werden und sowohl trennende als auch verbindende Bedeutung haben können);
- Bereiche (ausgedehnte räumliche Einheiten wie Wohn- oder Gewerbegebiete, deren Grenzen im Sinne einer innerhalb/außerhalb-Unterscheidung erlebt werden)
- Brennpunkte (zentrale Plätze, Kreuzung, Bahnhöfe oder Bushaltestellen usw. – Orte, die als Ziel- und Ausgangspunkt für eine Vielzahl von Aktivitäten fungieren).
- Merkzeichen/Landmarks (auffallende Gebäude, Denkmale, Hügel, Baumgruppen usw., die in dem Vorstellungsbild nicht als aufzusuchende Orte, sondern als aus der Distanz erlebte optische Bezugspunkte, als Merk- und Wahrzeichen, fungieren (vgl. Lynch 1960, S. 60ff).

Diese die Umweltwahrnehmung prägenden Elemente interessierten Lynch vor allem aus einer städtebaulich-planerischen Perspektive. Als Architekt und Stadtplaner suchte er nach Möglichkeiten, den visuellen Wert der Stadt zu erhöhen.

Aber auch in dem stärker sozialwissenschaftlich orientierten Kontext der Sozialen Arbeit haben sich gezeichnete Stadtpläne und Landkarten als aufschlussreich für eine lebensweltlich orientierte sozialräumliche Analyse erwiesen. Dabei bietet es sich an, neben der zeichnerischen Darstellung auch die damit einhergehenden Kommentierungen und Erzählungen in die Analyse einzubeziehen. In diesem Sinne sprechen Lutz/Behnken/Zinnecker (1997) von „narrativen Landkarten“ und charakterisieren sie als „ein Verfahren der visuellen Sozialforschung (Ethnografie), dessen Ziel es ist, persönliche Lebensräume von Befragten und deren subjektiven Relevanz zu rekonstruieren. Das geschieht mittels kartografischer, zeichnerischer und – ergänzend und parallel dazu – biografisch erzählender (narrativer) Darstellungsformen.“ (ebd. S. 414)

Ein solches, visuelle und verbale Daten kombinierendes Verfahren lässt sich am besten im Rahmen von Einzelinterviews realisieren, die mittels Audiorecorder aufgezeichnet werden. Alternativ (und zeitsparend) können wir aber auch einen auf die Arbeit mit Kindern gemünzten Vorschlag von Deinet/Krisch (2006) aufgreifen und die Karten im Rahmen eines kleinen sozialpädagogischen Projektes anfertigen lassen:

„Ausgehend von einem Fixpunkt – wie beispielweise der Wohnung oder dem Jugendzentrum – wird ein großes Blatt sukzessive mit Orten und Plätzen versehen und diese – je nach zeichnerischen Fähigkeiten – in ihrer Qualität zeichnerisch beschrieben. Die JugendarbeiterInnen fördern durch entsprechende Fragestellungen eine möglichst dichte Ausgestaltung des Zeichenblattes. Abschließend werden die subjektiven Landkarten verglichen und gemeinsam interpretiert.“ (ebd. S. 159)

An die Stelle von Erläuterungen und Erzählungen, die das Zeichnen unmittelbar begleiten, tritt hier also das gemeinsame Auswertungsgespräch. Dessen Ertrag hängt davon ab, ob es gelingt, Übereinstimmungen und Unterschiede zwischen den Zeichnungen nicht nur zu benennen, sondern sie auch zu erklären und zu verstehen. Welche Unterschiede sind primär durch Besonderheiten der individuellen Lebensgeschichte bedingt? Wo zeigen sich Aspekte der aktuellen Lebenssituation? Wie macht sich in den Zeichnungen die Zugehörigkeit zu bestimmten sozialen Gruppen oder Szenen bemerkbar? Das sind Fragen, die man allein anhand der Karten gar nicht beantworten kann. Dass ein bestimmtes Gebäude, sagen wir eine Kirche, als ein ordnendes, ja sogar bildbestimmendes Element der subjektiven Landkarte fungiert, dafür kann es ganz unterschiedliche Gründe geben: Vielleicht handelt es sich um einen Ort, den der Betreffende regelmäßig oder sporadisch aufsucht und daher auch aus der Binnenperspektive als bedeutsam erlebt. Vielleicht liegt der Grund aber auch ganz allgemein darin, dass dieser Ort in der gesellschaftlichen Hierarchie der Orte einen besonders hohen Rang einnimmt. Vielleicht fungiert die Kirche in der subjektiven Landkarte aber auch einfach als ein buchstäblich überragender, rein visueller, äußerer Bezugspunkt.

Im Hinblick auf solche Alternativen ist es wichtig, genau zwischen der subjektiven Landkarte und dem Aktionsraum der betreffenden Person zu unterscheiden. Als „Aktionsraum“ bezeichnet man die Gesamtheit der Orte, die von einer Person mehr oder weniger regelmäßig zum Zwecke bestimmter Aktivitäten aufgesucht werden. Im Verhältnis zur subjektiven Landkarte ergeben sich vor allem in zwei Hinsichten Unterschiede. Zum einen umfasst die subjektive Landkarte neben aktionsräumlichen Strukturen oftmals auch noch andere Gegebenheiten: visuell besonders auffällige oder ihrer gesellschaftlichen Bedeutung nach herausragende Orte und Objekte, ferner auch individuelle oder kollektive „Gedächtnisorte“, die zwar nicht zum aktuellen Aktionsraum gehören, sich in der Erinnerung aber mit wichtigen biografischen oder ortsgeschichtlichen Ereignissen verbinden. Zum anderen kann es sein, dass die subjektive Landkarte nur einen Ausschnitt des tatsächlichen Aktionsraumes abbildet. Dies ist der Fall, wenn sie sich auf einen in seinen Grenzen eindeutig definierten Sozialraum (Dorf, Stadtteil oder Stadt) bezieht, der Aktionsraum aber aus großräumig verteilten Inseln besteht, die sich zum Gutteil gar nicht in diesem Gebiet befinden. Im Hinblick auf die lebensweltliche Bedeutung des Sozialraums, um diese geht es uns ja letztlich, wäre es zweifellos wichtig, dies zu wissen.

Wir können versuchen, dem Rechnung zu tragen, indem wir Deinet und Krisch folgen und den Zeichnern subjektiver Landkarten einen festen Ausgangspunkt vorgeben, um den herum sie die für sie wichtigen Orte und Wege zeichnen sollen, ohne sie mit unseren Instruktionen explizit auf den Sozialraum festzulegen. Dies vergrößert die Chance, dass auch weitläufig „verinselte“ Aktionsräume sichtbar werden und wir von der nicht-formativen zur formativen Sozialraumanalyse fortschreiten können, indem wir aus dem Vergleich der subjektiven Landkarten jene sozial geteilten „Konstellationen von Orten“ rekonstruieren, die man als die spezifischen Sozialräume einzelner Gruppen und „Szenen“ auffassen kann. Wir lösen uns damit von der Unterstellung, dass ein Sozialraum immer ein dichtes Beieinander von Orten sein müsse, die einander berühren und übergreifen. Denn die „einheimischen Welten“ der Szenegänger können sich räumlich als höchst selektiver, Quartier- und manchmal auch Stadtgrenzen überschreitende Zusammenschlüsse von Orten darstellen.

Solche translokalen sozialräumlichen Zusammenhänge wahrzunehmen und konzeptionell zu berücksichtigen – z.B. bei der Placierung von Anlaufstellen oder dem Aufbau vernetzter Beratungs- und Unterstützungsangebote – ist eine Gebot der Lebensweltorientierung. Problematisch wäre es allerdings, sie absolut zu setzen. Jeder translokal eingebundene Szenetreff ist mindestens doppelt eingebunden, denn er hat immer auch eine lokale Umgebung. Diese mag aus der Sicht der Szenegänger völlig irrelevant sein; sie ist aber da. Sie ist da als ein Interaktionsfeld, das der Szenegänger mit denen teilt, die keine Szenegänger sind. Eben deshalb verdient sie unsere Beachtung.

Was der Rede wert ist – lokale Diskurse

Die in den vorangegangenen Abschnitten beschriebenen Aktionen und Formen visualisierender Sozialforschung sind besonders geeignet, jene Aspekte der sozialräumlichen Praxis kommunizierbar zu machen, die im Rahmen einer ganz auf verbale Kommunikation ausgerichteten Interviewsituation gewöhnlich nur implizit zum Ausdruck gebracht werden, weil sie für die Betroffenen das „Normalste von der Welt“ sind und als solches nicht der Rede wert zu sein scheinen.

Das bedeutet nicht, dass man auf Befragungen oder Interviews ganz verzichten muss oder sollte. Allerdings sind diese Methoden relativ zeitaufwendig, nicht nur in der Vorbereitung und Durchführung, sondern vor allem auch in der Auswertung. Man sollte sie daher sparsam einsetzen – sowohl was ihre Zahl als auch was die Ambitioniertheit der Erkenntnisziele betrifft. Rechtfertigen lässt sich ihr Einsatz vor allem dann, wenn man sie in die sozialraumorientierte Arbeit so integrieren kann, dass sie über den „reinen Erkenntnisgewinn“ hinaus noch weitere Funktionen erfüllen. Zum Beispiel gewinnt man durch Interviews mit besonders

einfluss- und/oder kenntnisreichen Schlüsselpersonen, die man nach dem Schneeballprinzip durch Weiterverweisung gefunden hat, nicht nur Einsichten, sondern zugleich auch ein Netz von Kontakten, auf das man später zurückgreifen kann. Ein anderes Beispiel ist die in der Gemeinwesenarbeit seit langem praktizierte Methode der „aktivierenden Befragung“, bei der die eigentliche Befragung nur als Ausgangspunkt eines auf Verbesserung der lokalen Lebensbedingungen gerichteten Mobilisierungsprozesses fungiert (Hinte/Karas 1989: 41ff, Lüttringhaus/Richers 2003).⁷

Wie immer man die Methoden konkret einsetzt – generell kann man sagen, dass der Zwang zur Verbalisierung jene Seiten der sozialräumlichen Realität hervorhebt, die buchstäblich der Rede für wert gehalten werden. Zu denken ist hier zunächst und vor allem an jene Ereignisse, die aufgrund ihrer kommunikativen Beachtung den Charakter von „öffentlichen Episoden“ annehmen: In der Nachbarschaft soll eine Moschee gebaut werden, das Vorhaben löst in Teilen der Bevölkerung einen Sturm der Entrüstung aus, Andere entrüsten sich über diese Entrüstung, die überregionalen Medien werden aufmerksam und berichten, die Medienberichterstattung wird lokal registriert und mutiert dort ihrerseits zu einem öffentlichen Ereignis eigener Art, das seinerseits Anschlussereignisse auslöst. Andere Ereignisse sind weniger spektakulär, sie verbleiben unterhalb der Medienschwelle, werden aber von Teilen der lokalen Bevölkerung stark beachtet und bestimmen das lokale Gespräch: schon wieder ein schwerer Unfall auf der gefährlichen Durchgangsstraße; noch ein Einzelhändler, der aufgeben muss; die Wohnungsgesellschaft gibt ihre Rückbaupläne bekannt usw.

Solche und ähnliche Ereignisse konstituieren diesseits der Kommunikationsräume der Medien (wenn auch mitunter im Zusammenspiel mit ihnen) eine lokale Öffentlichkeitsarena, in der die wechselnden Tagesereignisse aneinander anschließen und sich thematische „Dauerbrenner“ herausbilden: eine Agenda der allgemein als relevant anerkannten Probleme.

In Interviews mit Personen, die in das Netzwerk der lokalen Kommunikationen involviert sind, äußert sich dies zumeist durch eine gewisse Redundanz. Es werden immer wieder die gleichen Ereignisse angesprochen und auf die naheliegende Frage nach den drängendsten Problemen des Sozialraums werden immer wieder die gleichen in der lokalen Öffentlichkeitsarena allgemein als problematisch anerkannten Sachverhalte genannt: hoher Ausländeranteil, Zuwanderung einkommensschwacher Bevölkerungsgruppen, Verschmutzung des öffentlichen Raumes usw.

Die Einheitlichkeit einer solchen Agenda schließt allerdings nicht aus, dass die genannten Sachverhalte von den lokalen Akteuren in ganz unterschiedlicher Hin-

⁷ Auf die Besonderheiten dieser Anwendungsmöglichkeiten kann an dieser Stelle ebenso wenig eingegangen werden wie auf das generell zur Durchführung von Befragungen und Interviews notwendige methodische Know How.

sicht als Problem aufgefasst werden. So kann etwa die große Zahl einkommensschwacher Familien mit Blick auf die Situation dieser Familien und insbesondere ihrer Kinder zum Problem werden; der gleiche Sachverhalt kann sich mit Blick auf die Situation des Einzelhandels aber auch primär als ein Problem nachlassender Kaufkraft darstellen oder mit Blick auf das Image des Sozialraumes als ein Statusproblem für die übrigen Bevölkerungsgruppen. Ähnlich kann die räumliche Konzentration ethnischer Minderheiten mit Blick auf die gesellschaftlichen Partizipationschancen dieser Gruppen oder mehr mit Blick auf die Überfremdungängste der verbliebenen Deutschen zum Problem werden. Solche Unterschiede bleiben oft unausgesprochen, wenn man sich damit begnügt, die wichtigsten Probleme einfach abzufragen.

Das ist anders, wenn man den Interviewpartnern mehr Raum für die Darstellung ihrer spezifischen Sichtweise gibt, etwa indem man sie fragt: „Was würden Sie mir zeigen, wenn sie mit mir eine Führung durch den Stadtteil machen würden?“

Hierfür ein Beispiel aus einer Serie von Interviews mit Schlüsselpersonen eines so genannten „Problemstadtteils“ (ISK 2000, Boettner 2002):

„Zunächst würde ich mit Ihnen die Weseler Straße hinuntergehen und Ihnen die Stelle zeigen, wo früher der Westfälische Hof war. Da konnte man nachmittags tanzen, das war so ein Tanzcafe. Dann würde ich ein Stückchen weitergehen. Da war früher das Cafe Schmitz. Da trafen sich die Pennäler vom Leibniz-Gymnasium und vom Elly-Heuss-Knapp-Gymnasium und oben von der Realschule. Auf der rechten Seite war das Türmchen, da ging man nachmittags schon mal ein Bier trinken. Ein Stückchen weiter ging es in die Wolfstraße rein, über den großen Garagen war die Tanzschule Parker. Alle Hamborner Schüler sind irgendwann durch die Tanzschule Parker gegangen. Auf der rechten Seite waren die drei großen Kinos. Da ging man hin. Das alles ist natürlich heute nicht mehr da, sondern es sind dort bedauerlicherweise überwiegend Spielsalons. Außerdem Dönerbuden und türkische Geschäfte, in denen man den Tagesbedarf, aber keinen außergewöhnlichen Bedarf mehr decken kann. Also, nichts Hochwertiges mehr. Das Ganze ist mittlerweile etwas heruntergekommen...“

Schon in der Art wie dieser Interviewpartner – der in dem Stadtteil zwar noch wohnt, aber nicht arbeitet und dort offenbar auch nicht mehr „lebt“ – die erwähnten Orte bezeichnet, unterscheidet er konsequent zwischen zwei Arten von Orten:

- Orte mit Eigennamen (Westfälischer Hof, Cafe Schmitz, Leibniz-Gymnasium usw.,)
- Orte, die nur mit Gattungsbegriffen bezeichnet werden (Spielsalon, Dönerbuden, türkische Geschäfte)

Dieser Unterschied korrespondiert mit weiteren Unterschieden. Die Orte der ersten Kategorie verbinden sich für den Sprecher mit konkreten, durchweg positiven Erlebnissen und Erfahrungen seiner Jugend. Gleichzeitig stehen sie für grundlegende Veränderung des Stadtteils, denn größtenteils existieren sie nicht mehr.

Demgegenüber haben die Orte der zweiten Kategorie für den Sprecher offensichtlich keine Individualität und demzufolge auch keine Namen, was darauf schlie-

ßen lässt, dass sich mit ihnen keine oder nur flüchtige Erfahrungen verbinden. Es sind „türkische Orte“, die stadtteilgeschichtlich an die Stelle der biographisch bedeutsamen und positiv besetzten „deutschen Orte“ getreten sind.

Durch die Orte, die er erwähnt, und durch die Art, wie er sie erwähnt, erzählt der Sprecher implizit eine Geschichte des Stadtteils, die den Titel „Schon bessere Zeiten gesehen...“ tragen könnte, und er macht klar, dass er sich diesen besseren Zeiten emotional verbunden fühlt, während er mit dem, was der Stadtteil heute ist, nichts anfangen kann und auch nichts anfangen will. Diese für die alteingesessene deutsche Stammbevölkerung dieses Stadtteils nicht untypische Haltung bestätigt sich auch im weiteren Interviewverlauf, insbesondere bei der in sozialraumanalytischen Interviews üblichen Frage nach den wichtigsten Vor- und Nachteilen der Gegend. Hier nennt der Interviewpartner als Vorteile nahezu ausschließlich Phänomene, die von der „guten alten Zeit“ noch übrig geblieben sind: einzelne besonders stattliche Bauwerke, städtebauliche Strukturen und einige Enklaven der „besseren“ deutschen Stammbevölkerung. Bei den Nachteilen fallen ihm neben Armut, Arbeitslosigkeit und hohem Ausländeranteil wiederum die auf die türkische Bevölkerung zugeschnittenen Einkaufs- und Freizeitmöglichkeiten ein.

Ein anderer Interviewpartner, der in dem Stadtteil zwar arbeitet, aber nicht wohnt, macht demgegenüber deutlich, dass man dergleichen auch anders erleben und bewerten kann:

„Mir gefällt die Art, wie man in den türkischen Geschäften oder Lokalen behandelt wird, zum Beispiel, dass man da beim Eintreten persönlich begrüßt wird. Das ist so ein netter Aspekt, so was gibt es in anderen Stadtteilen nur selten.“

Was in der Darstellung des Einen vor allem als ein Problem erscheint, das symptomatisch für den Niedergang des Stadtteils ist, hat für den Anderen offensichtlich auch seine guten Seiten. Folglich kommen in der „virtuellen Führung“ des zweiten Interviewpartners die räumlichen Manifestationen der „ethnischen Ökonomie“ nicht als Schandflecke, sondern als Sehenswürdigkeiten vor. Bestimmend für diese Haltung ist nicht der Vergleich mit dem, was der Stadtteil einmal war, sondern mit den Verhältnissen in anderen Stadtteilen. In diesem Vergleich fallen dann zuweilen neben den unbestreitbaren Problemen auch positive Besonderheiten auf: kein „toter Schlafstadtteil“, nicht so langweilig und steril wie viele andere Stadtgebiete, die „Lebendigkeit auf den Straßen“ („das reinste Straßentheater“), „das Südländische“, das sich zum Beispiel darin zeige, dass man „beim türkischen Bäcker“ (der freilich auch in dieser positiven Erwähnung namenlos bleibt) am Sonntag frisches Brot kaufen könne.

Aus der virtuellen Führung und den Aussagen zu den Vor- und Nachteilen des Sozialraumes lässt sich so recht gut erkennen, wie die Interviewpartner dem Sozialraum gegenüber „eingestellt“ sind: welche Vergleiche sich ihnen hinsichtlich der lokalen Verhältnisse aufdrängen und welche Wertmaßstäbe dabei zur Geltung

kommen. So steht in unserem Beispiel der im Ton traurigen, am „guten Alten“ orientierten Verbundenheit mit dem Sozialraum eine – etwas touristisch-distanziert anmutende – Offenheit für die positiven Aspekte des Neuen gegenüber.

Solche Unterschiede können auf die Bewertung sozialräumlicher Interventionen durchschlagen. Wer den Sozialraum ganz im Licht dessen sieht, was er einmal war, wird soziale Einrichtungen, Projekte und Aktionen, die sich an den Bedürfnissen der im Zuge des „Niedergangs“ zugezogenen Bevölkerungsgruppen orientieren (Suppenküche, Kleiderkammer, Arbeitslosenzentrum, Drogenberatungsstelle), womöglich nicht als Verbesserung der sozialen Infrastruktur erleben, sondern als zusätzliche Stigmasymbole, die nur die Misere des Sozialraums zum Ausdruck bringen und weiter forcieren.

Andere sehen das anders. Die Agenda der allgemein anerkannten Probleme verbindet sich mit einem mehr oder weniger facettenreichen Spektrum divergierender Einstellungen zum Sozialraum und steckt so ein Feld potentieller und manchmal auch manifester Kontroversen und Koalitionen ab. Wir stoßen damit auf eine elementare Ebene des Politischen, die immer dann virulent wird, wenn man – in der Tradition der Gemeinwesenarbeit oder im Windschatten von Quartiersmanagement und Sozialer Stadt – versucht, kleinräumige Kooperationsstrukturen aufzubauen und ein von den lokalen Akteuren getragenes Programm zur Stabilisierung und Entwicklung des Sozialraumes zu initiieren. Wer diesen Ansatz verfolgt, muss den lokalen Diskurs ernst nehmen und sich auf dieser elementaren Ebene des Politischen – als moderierende, organisierende und/oder Partei ergreifende Kraft – behaupten.

Literatur

- Albrecht, G./A. Groenemeyer/F.W. Stallberg (Hrsg.) 1999: Handbuch soziale Probleme. Opladen. Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung (Hrsg.) 2007: Not am Mann. Von Helden der Arbeit zur neuen Unterschicht? Lebenslagen junger Erwachsener in wirtschaftlichen Abstiegsregionen der neuen Bundesländer. Berlin.
- Bohl, C. C. 2003: Place-Making – Developing Town Centers, Main Streets, and Urban Villages.
- Boettner, J. 1989: Himmlisches Babylon. Zur Kultur der verstädterten Gesellschaft. Berlin/New York.
- Boettner, J. 2002: Vom tapferen Schneiderlein und anderen Helden. Fallstricke des integrierten Handelns – eine Evaluation. In: Walter, J.U. (Hrsg.): Soziale Stadt – Zwischenbilanzen. Opladen, S. 101 – 114.
- Brusten, M 1999: Kriminalität und Delinquenz als soziales Problem. In: Albrecht u.a., S. 507 – 555.
- Budde, W./F. Früchtel/W. Hinte (Hrsg.) 2006: Sozialraumorientierung. Wege zu einer veränderten Praxis. Wiesbaden.
- Deinet, U. 1999: Sozialräumliche Jugendarbeit. Eine praxisbezogene Anleitung zur Konzeptentwicklung in der offenen Kinder- und Jugendarbeit. Opladen.

- Deinet, U. 2006: Aneignung und Raum – sozialräumliche Orientierung von Kindern und Jugendlichen. In: Deinet, U./C. Gilles/R. Knopp (Hrsg.) 2006, S. 44 – 63.
- Deinet, U./B. Sturzenhecker (Hrsg.): Konzepte entwickeln. Anregungen und Arbeitshilfen zur Klärung und Legitimation. Weinheim/München.
- Deinet, U./C. Gilles/R. Knopp (Hrsg.) 2006: Neue Perspektiven in der Sozialraumorientierung. Dimensionen – Planung – Gestaltung. Berlin.
- Deinet, U./R. Krisch 2002: Der sozialräumliche Blick in der Jugendarbeit. Methoden und Bausteine zur Konzeptentwicklung und Qualifizierung. Opladen.
- Deutscher Städtetag (Hrsg.) 1979: Hinweise zur Arbeit in sozialen Brennpunkten. DST-Beiträge zur Sozialpolitik, Reihe D, 10. Köln.
- Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge (Hrsg.) 1986: Handbuch der örtlichen Sozialplanung. Augsburg.
- Downs, R.M.; D. Stea (Hrsg.) 1973: Image and Environment. Chicago.
- Friedrichs, J. 1977: Stadtanalyse. Soziale und räumliche Organisation der Gesellschaft. Reinbek.
- Friedrichs, J. 1995: Stadtsoziologie. Opladen.
- Friedrichs, J./Blasius, J. 2000: Leben in benachteiligten Wohngebieten. Opladen.
- Goffman, E. 1982: Territorien des Selbst. In: Ders.: Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung. Frankfurt/M., S. 54 – 96.
- Groenemeyer, A. 1999: Soziale Probleme, soziologische Theorie und moderne Gesellschaft. In: Albrecht u.a., S. 13 – 72.
- Hamm, B./Neumann, I. 1996: Siedlungs-, Umwelt- und Planungssoziologie. Opladen
- Häussermann, H./W. Siebel 2004: Stadtsoziologie. Eine Einführung. Frankfurt/M.
- Herlyn, U./U. Lakermann/B. Lettko 1991: Armut und Milieu. Benachteiligte Bewohner in großstädtischen Quartieren. Basel.
- Hinte, W./F. Karas 1989: Studienbuch Gruppen- und Gemeinwesenarbeit. Eine Einführung für Ausbildung und Praxis. Neuwied/Frankfurt/M.
- Hinte, W./G. Litges/W. Springer 1999: Soziale Dienste: vom Fall zum Feld. Soziale Räume statt Verwaltungsbezirke. Berlin.
- ISK (Institut für Sozial- und Kulturforschung e.V.) 2000: Endbericht der wissenschaftlichen Begleitung zum Projekt Marxloh. Duisburg.
- Jordan, E./P. Hansbauer/J. Merchel/R. Schöne 2001: Expertise Sozialraumorientierte Planung. Begründungen, Konzepte, Beispiele. Münster.
- Kessl, F./C. Reutlinger/S. Maurer/O. Frey (Hrsg.) 2005: Handbuch Sozialraum. Wiesbaden.
- Kessl, F./H.-U. Otto/H. Ziegler 2002: Einschließen oder aufmachen? Der Raum, sein Kapital und deren Nutzer. Riege, M./H. Schubert (Hrsg.), S. 177 – 190.
- Krummacker, M./R. Kulbach/V. Waltz/N. Wohlfahrt 2003: Soziale Stadt – Sozialraumentwicklung – Quartiersmanagement. Herausforderungen für Politik, Raumplanung und Soziale Arbeit. Opladen.
- Lindner, W. 2000: Ethnographische Methoden in der Jugendarbeit. Zugänge, Anregungen, und Praxisbeispiele. Opladen.
- Löw, M. 2001: Raumsoziologie. Frankfurt/M.
- Lüttringhaus, M./H. Richers 2003: Handbuch Aktivierende Befragung. Konzepte, Erfahrungen, Tipps für die Praxis. Bonn.
- Lutz, M./Behnken, I./Zinnecker, J. (1997): Narrative Landkarten. Ein Verfahren zur Rekonstruktion aktueller und biographisch erinnelter Lebensräume. In: Friebertshäuser, B. u.a. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim/München, S. 414 – 435.
- Lynch, K. 1960. The Image of the City. Cambridge: MIT Press.
- Matthiesen, U. 1983: Das Dickicht der Lebenswelt und die Theorie des kommunikativen Handelns. München.
- Menin, S. (Hrsg.) 2003: Constructing Place. Mind and the Matter of Place-Making. London.

- Mertens, R. (Hrsg.) 2002: Sozialraumorientierung. Zwischen fachlicher Innovation und fachlicher Machbarkeit. Weinheim/München.
- Ortmann, N. 1996: Methoden zur Erkundung von Lebenswelten. In: Deinet, U./B. Sturzenhecker (Hrsg.), S. 26 – 34.
- Otto, H.-U./H. Ziegler 2004: Sozialraum und sozialer Ausschluss. Die analytische Ordnung neo-sozialer Integrationsrationalitäten in der Sozialen Arbeit (Teil 2). In: neue praxis 3/2004, S. 271 – 290.
- Projekt „Netzwerke im Stadtteil“ (Hrsg.) 2005: Grenzen des Sozialraums. Kritik eines Konzepts – Perspektiven für Soziale Arbeit. Wiesbaden.
- Riege, M./H. Schubert (Hrsg.) 2002: Sozialraumanalyse. Grundlagen – Methoden – Praxis. Opladen.
- Rolff, H.-G./P. Zimmermann 1985: Kindheit im Wandel. Eine Einführung in die Sozialisation. Weinheim/Basel.
- Santen, E. van/M. Seckinger 2005: Sozialraumorientierung ohne Sozialräume? In: Projekt „Netzwerke im Stadtteil“, S. 49 – 71.
- Schetsche, M. 1996: Die Karriere sozialer Probleme. Soziologische Einführung. München.
- Schütz, A. 1971: Strukturen der Lebenswelt. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze, Bd. 3: Studie zur phänomenologischen Philosophie. Den Haag, S. 153 – 170.
- Tobias, G./Boettner, J. 1992: Von der Hand in den Mund. Armut und Armutsbewältigung in einer westdeutschen Großstadt. Essen.
- Urban, M./U.- Weiser 2006: Kleinräumige Sozialraumanalyse. Theoretische Grundlagen und praktische Durchführung. Identifikation und Beschreibung von Sozialräumen mit quantitativen Daten. Dresden.
- Werlen, B. 1999: Zur Ontologie von Gesellschaft und Raum. Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen, Bd. 1. Stuttgart.
- Weskamp, P. 1996: Sozialraumanalytische Praxis als Basis für die Konzeptentwicklung in der offenen Jugendarbeit. In: Deinet, U./B. Sturzenhecker (Hrsg.), S. 18 – 25.
- Zeiger, H. 1983: Die vielen Räume der Kinder. Zum Wandel räumlicher Lebensbedingungen seit 1945. In: U. Preuss-Lausitz (Hrsg.): Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder. Zur Sozialisationsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg. Weinheim.
- Zeiger, H./H. Zeiger 1994: Zeiten und Orte der Kinder. Soziales Leben im Alltag von Großstadtkindern. München.
- Zinnecker, J. 1987: Jugendkultur 1940-1985 (Hrsg. Jugendwerk der deutschen Shell) Opladen.